— Wer gab ihn Dir, Thereſe?

— Herr Portmann, der ſo eben ausging. Sie winkte mit der Hand. . . .

— Haben Sie mir noch Beſtelle zu erheilen? fragte theilnehmend die Joſe.

— Nein; ich habe nur den Wunſch, daß ich dieſen Abend völlig ungeſtört bleibe.

Thereſe entfernte ſich.

— Meine Verweiſung aus dem Hauſe! dachte Elisabeth.

Es dauerte lange, ehe ſie ſich entſchließen konnte, den Brief zu öffnen. Endlich las ſie:

„Wir haben Beide glücklich das Ziel erreicht: benutze Deine Freiheit ohne Zwang wie ich die meinige benutzen werde. Möge mein Freund, der Doktor Röder, Dir das ſein, was die Baronin mir zu ſein in ſichere Ausſicht ſtellt. Scheiden wir darum ohne Groll, es iſt ja für uns Beide gut, daß es ſo gekommen . . .

Weiter konnte die arme Frau nicht leſen, ihre Augen füllten ſich mit Thränen. . . .

— Auch das noch, ſchluchzte ſie, auch das noch? Er beſchuldigt mich des Treubruche! Um der Hausarzt, der mich einer Unpäßlichkeit wegen beſucht hat, ſoll der Mann ſein, der mich tröſtet... Der Verlobte der Couſine Friedrichs . . . Das iſt mehr als ich ertragen kann. O, wie gering denkt er von mir! Ich kann mich ſtill ergeben von ihm trennen; aber ich kann nicht ohne Ehre leben, und meine Ehre iſt dahin! Schande und Elend ſtürzen über mich! Es gibt nur ein Mittel darzuthun, daß ich keine Treubrüche! Um die Zukunft ſehe, und ich werde dieſes Mittel anwenden!

Sie ward ruhiger, gefaßter. Plötzlich erhob ſie ſich und holte die Schmuckſachen hervor, die ſie ordnungsmäßig auf den Tiſch legte. Dann ſetzte ſie ſich an den Tiſch und ſchrieb mit feſter Hand einige Zeilen. Nun legte ſie das Papier zu den Schmuckſachen, die meiſt ſehr werthvoll und elegant waren; Geſchenke des liebenden Gatten. Eine Stunde war verfloſſen; Elisabeth hatte ſtill den Brillantſchmuck betrachtet, der ſtimmernd vor ihr lag.

— Das ganze Leben iſt Schein wie der Glanz dieſer Steine. Ach Gott, ich gebe ja nicht viel hin für die ewige Ruhe, nach der ich mich ſehne. Was verliere ich denn? Ein freudloſes, elendes Daſein! Und dort oben werde ich mit dem guten Vater vereint, der ſtets ſo zärtlich beſorgt um mich geweſen. Er allein hat mich wahrhaft geliebt. Mein Scheiden aus dieſer Welt richtet kein Unheil an, es wird mich nicht einmal Jemand bedauern. Friedrich wird glücklich werden mit der Baronin, die alle für ihn paſſenden Eigenſchaften in ſich vereinigt. Ich habe alſo Nichts zu fürchten. Die Liebe hat er mir entziehen können, die Achtung aber ſoll er mir bis über das Grab hinaus bewahren.

Dieſer Gedanke hatte ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt erfaßt. Das verletzte Ehrgefühl unterdrückte die ſchwache Lebenskraft und ſchuf eine Art Genugthuung für die erlittene Unbill. Die arme Frau beſaß ja Nichts als ihre Ehre, ihre Tugend, und dieſe beiden Güter wollte ſie in den Augen deſſen rein erhalten, dem ſie aus wahrer Liebe die Hand gereicht. Elisabeth zählte zu den edlen Frauen, deren erhabenes Gemüth ſich nur bei großen Anläſſen zeigt, zu denen, die Alles verzeihen, nur nicht das Vernichten ihres höchſten Guts.

Sie hatte lange. Ihre Züge verklärten ſich als ſie das Amen ſprach. Das herrliche, reizende Weſen in der friſcheſten Jugend noch, es wollte mit eigener Hand ſo viel Vorzüge des Geiſtes und des Körpers zerſtören. Der Gatte hatte keine Ahnung von dem, was ſein Leichtſinn angerichtet; er machte Pläne für die Zukunft, freute ſich des Sieges über die ſtolze Wittwe und verzieh ſogar dem Bankier, der ihn materiell ruinirt hatte.

Elisabeth verriegelte die Thür und machte Nachttoilette. Ein weißes Gewand hüllte ihre zarten, immer noch friſchen Glieder ein. Sonſt hatte ſie ſich zu dem Empfange des Gatten geſchmückt, heute legte ſie das Todtenkleid an. Das ſchwarze Haar verbarg ſie ſorgfältig unter dem feinen Spitzenhäubchen. Noch geſtern hatte ſie in mädchenhafter Eitelkeit ihr Bild in dem Spiegel betrachtet, denn die Hoffnung auf eine glückliche Wendung der Dinge beſeelte ſie, die Hoffnung, daß ſie dem geliebten Manne ferner gefallen und ihn feſſeln werde; heute ging ſie an dem Spiegel vorüber, öffnete ein Fach ihres Schreibtiſches und nahm ein Fläſchchen heraus. Ihre Hand zitterte nicht und ihr lieblliches Geſichtchen verrieth nicht die geringſte Erregung. Da lagen drei Beeren in der Silberlaſpel.

— Gift! Gift! flüſterte ſie. Die Baronin wird das wirkſamſte ſchon ausgewählt haben, ich darf nicht zweifeln, daß der Tod bald eintritt. Nein, ich will nicht zurückſchaudern vor kurzen Schmerzen, die mir die ewige Ruhe bereiten; das Leben bietet mir eine endloſe Kette von Jammer und Elend. Die Wahl kann mir nicht ſchwer fallen. Gott im Himmel, begehe ich eine Sünde, ſo gehe nicht zu ſtreng mit mir ins Gericht.

Raſch genoß ſie die Beeren.

— Es iſt geſchehen! rief ſie halblaut.

Sie warf die Kapſel auf den Tiſch und verlöſchte die Kerze. Mit vorgeſtreckten Händen ſchritt ſie dem Alkoven zu und ſank auf das Bett, deſſen ſeidene Decke ſie über ſich zog.

— Sei willkommen, Tod! flüſterte ſie. Vater, Du ſiehſt Deine Tochter bald wieder! Friedrich wird meine Leiche finden und bekennen, daß ich ihm ein treues Weib geweſen bin. Ich beſiegele meine Ehre und Treue mit dem Tode!

Nun war Alles ſtill. Der Mond ſandte ein bleiches Licht durch das Fenſter, deſſen Vorhänge die Hand der dienenden Joſe nicht geſchloſſen hatte. Die Pendelſchläge der Pendule klangen monoton durch den einſamen, duftenden Raum, der, ſonſt ein Ort des Glücks, zur Todtenkammer werden ſollte.

In dem Hauſe gegenüber waren die Fenſter des erſten Stocks noch hell erleuchtet und die Töne eines Flügels ließen ſich vernehmen, der von geübten Händen geſpielt ward. Agathe zeigte ſich dem lauſchenden Friedrich als Virtuoſin. Plötzlich erhob ſie ſich.

— Nun gehe, lieber Freund! rief ſie bittend. Es iſt zehn Uhr vorüber, die Leute ſollen nicht leſen, daß Du ſo ſpät aus meinem Hauſe kommſt. Meine Papiere beſtſpelt Du . . .

— Ja! —

— Bereite unſere Trauung vor, die in aller Stille vollzogen werden mag. Am Tage nach der Hochzeit treten wir eine große Reiſe an.

Der Elegant küßte die reizende Wittwe, die ſchmachtend an ſeiner Bruſt ruhete.

— Jede Stunde, die ich fern von Dir verbringe, erſcheint mir wie ein Raub an meinem Leben.

— Wie erregt Du biſt, Friedrich! Dein Arm, der mich umfängt, zittert!

— Es iſt wahr . . .

— Was haſt Du, lieber Freund? Biſt Du krank?

— Eine unerklärliche Angſt peinigt mich.

— Weiß nun die Entſcheidungsſtunde geſchlagen hat.

— Nein, o nein!

— Du empfindeſt Reue!

— Nenne es lieber Furcht, Dich zu verlieren.

Sie ſah ihn ſchmachtend an.

— Du kennſt meine Energie, meine Beſtändigkeit und weißt, daß ich Dich herzlich liebe. Beſchleunige die Trauung und Du biſt aller Sorgen überhoben.

Friedrich riß ſich los.

— Gute Nacht, mein Engel!

Sie ſah ihm mit ſtechenden Blicken an.

— Faſſe Dich doch, Friedrich!

— Mein Glück iſt zu groß! Verzeihe mir, verzeihe!

Er warf den Mantel um und eilte davon.

— Wahnſinnig, auch mein Glück iſt zu groß! dachte die Wittwe. Ich bin am Ziele und ſoll den ſchönſten Mann der Stadt mein nennen, denſelben Mann, den ich leidenſchaftlich liebe. Aber welche Anſtrengungen, welche Opfer hat es gekoſtet! Von nun an muß ich einen ſtarken Geiſt zeigen, um die Früchte meines Mühens zu genießen. Wir werden in Neapel leben, dem Lande der Gluth und Poeſie . . . Der kalte Norden widert mich an, er iſt zu proſaiſch.

Sie öffnete das Fenſter, um dem Geliebten nachzuſehen. Friedrich zog ſchon die Glocke an der Thür ſeines Hauſes, das hell vom Monde beſchienen ward.

— Die arme Elisabeth! dachte ſie. Die Fenſter ihres Zimmers ſind nun dunkel . . . Was ſie wohl beginnen wird? Unſer Duell . . .

Die Wittwe erſchrack, ſie ſah einen Mann, der ihr mit dem Hute winkte.

— Gilt das mir? fragte ſie ſich.

Indem ſie ſich hinausneigte erkannte ſie, daß die Geſtalt dem Hauſe näher ſchritt. Zugleich hörte ſie den ſeinen Ton einer kleinen Pfeife, der ſchwach und geheimnißvoll durch die ſtille Nacht drang.

— Himmel! flüſterte ſie beſtürzt.

Sie wollte zurückgetreten, wenn ſie es vermocht hätte. Der Ton drang wie ein ſcharfer Dolch in ihr Herz.

— Elisabeth! rief leiſe eine Stimme.

Die Baronin ſtützte ſich auf die Fenſterbrüſtung.

— Gott im Himmel, ich muß antworten! Betrug kann es nicht ſein, da Niemand das geheime Zeichen kennt. Ich ſoll immer noch nicht Ruhe finden, die Vergangenheit heftet ſich mit ehernen Klammern an meine Ferſe!

Wiederum ertönte der leiſe, kaum merkliche Ton.

— Elisabeth! rief noch einmal die zitternde Stimme.

— Ich komme! Ich komme! antwortete die Baronin.

Sie ſchloß das Fenſter. Bebend ſetzte ſie die Glocke in Bewegung.

— Fränzchen, rief ſie der eintretenden Joſe entgegen, laß den Mann ein, der unten an der Thüre ſteht; es iſt ein Bote aus Zimmerrode.

— Von wem?

— Frage nicht; führe ihn zu mir!

Die Joſe gehorchte.

— Der Uebergang von der Freude zum Schrecken iſt zu jäh! ſtammelte ſie vor ſich hin. Können die Todten aus den Gräbern ſteigen? Nein, die Zeit der Wunder iſt dahin . . . Zittert ſo das kühne Weib, das mit Menſchenleben ſpielte? Ein neuer Betrug bereitet ſich vor . . .

Digitized by Google

Ich werde ihm keck die Stirne bieten! Meine Kassen sind mit Golde gefüllt, mit dieser allmächtigen Waffe, die Alles niederschmettert. Das Aergste, das mir geschehen kann, ist die Erpressung von einigen tausend Thalern.

Trotz dieser Deutung bebte die schöne Frau doch wie vom Fieber geröttelt. Sie hüllte sich in den Seidenmantel, den sie von der Lehne eines Fauteuils nahm.

Es war ihre Absicht, den vollen Arm und den glänzenden Nacken zu bedecken, als ob sie sich schämte, die von der Natur ihr verliehenen Vorzüge des Körpers zur Schau zu tragen. Wartend stand sie in der Mitte des Zimmers; die Blicke ihrer glühenden Augen schienen die Thür durchbohren zu wollen, die, viel zu lange für ihre Ungeduld, verschlossen blieb. Auf dem Korridor erklangen Schritte.

— Wer wird kommen! zischte die Dame. Wer kann jenes Zeichen kennen, das zwischen ihm und mir . . .

Jetzt ward die Thür geöffnet.

— Treten Sie ein, mein Herr! rief Fräuzchen. Die gnädige Baronin will Sie empfangen! Legen Sie Hut und Mantel hier ab . . .

Der Mann schwankte wie ein Trunkener über die Schwelle; in dem Zimmer erst warf er den Hut ab, ließ er den dunkeln Mantel sinken, der nachlässig auf seinen Schulterbug. Die lange hagere Gestalt des Fremden ward sichtbar. Er trug elegante schwarze Kleider und blendend weiße Wäsche. Sein Haupt war völlig kahl; der starke Vollbart, der sein Gesicht einrahmte, war aschgrau und kurz geschnitten.

— Vater! rief die Dame bestürzt.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie den Alten an.

— Elisabeth!

Er wollte ihr die Hand reichen.

— Berühre mich nicht!

— Du wähnst, ich sei gestorben? fragte lächelnd der Alte. Erbole Dich von dem Schrecken, den mein Signal Dir verursacht; ich habe nicht einen Augenblick aufgehört zu leben. Sind wir allein? Hört Jemand unser Gespräch?

— Wir sind allein; aber entferne Dich von der Thür! Nein, folge mir in das Schlafkabinet . . .

Jonas und Judas. Nach einem Gemälde von Rafael. (S. 371.)

Sie öffnete rasch die dunkelrothen Thürvorhänge. Dann schritt sie mit der Kerze voran; der Alte folgte ihr.

— Dort ist ein Sessel, Vater!

— Nur kurze Zeit darf ich ruhen . . .

— Sie wollten mich nie wieder aufsuchen.

Die Wittwe sank auf das Tabouret, das neben dem seidenen Himmelbette stand.

— Du bist noch schöner geworden! murmelte der Vater. O, daß die Bahn eine unglückliche ist, die zu betreten ich Dich veranlaßte. Warum bist Du nicht entflohen, als Dein Mann gestorben war? Warum hast Du Deine Angelegenheiten nicht geordnet?

— Ueberlaß das mir, Vater! Ich bin lange genug ein Mittel zu Deinen Speculationen gewesen, jetzt will ich frei schalten und walten, will nach der mehr als abenteuerlichen Jugend ein ruhiges Leben führen.

Der Alte streckte die weiße hagere Hand aus.

— Sei nicht undankbar, Kind! Ich habe mich Deinetwegen mit dem Blute des Comthurs befleckt; wäre er am Leben geblieben, Du hättest nie das Vermögen erhalten, das, wie ich sehe, Dir Glanz und Luxus gewährt. Ich empfinde nicht etwa Neue, der edle Comthur von Koppensels hat sein Schicksal verdient; der große Reichthum, den er hinterließ, gebührte von Rechtswegen den Kalau's, die der fromme Mann auf die raffinirteste Art betrogen . . . er würde, von Gewissensbissen gefoltert, noch ein anderes Testament gemacht haben, wenn der jähe Tod ihn nicht daran gehindert hätte . . .

— Braucht Du Geld? unterbrach ihn die Wittwe.

— Nein; für den Rest meines Lebens ist gesorgt. Frage mich auch nicht, wie ich in diese Stadt gekommen und wie ich Dich aufgefunden . . . Ich würde mein Wort gebrochen haben und Dir fern geblieben sein, wenn ich Dich nicht warnen müßte.

— Warnen?

— Ja!

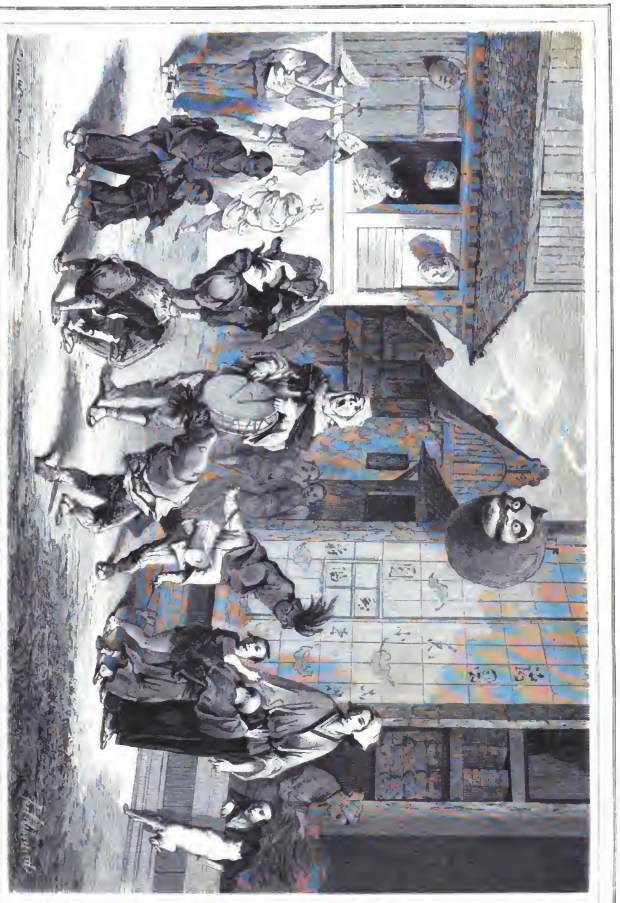
— Wovor?

— In dem Wirkungskreise, den ich seit einigen Jahren gewählt, kommen Dinge zu meiner Kenntniß, die Nichteingeweihten Geheimniß bleiben. Ich bin Polizei-Agent . . .

Digitized by Google

Die Wittwe zuckte heftig zusammen.

— Vater! — In meinem Passe führe ich den Namen „Emil v. Seltenau“. Der ehemalige Croupier ist todt und bleibt todt; die ausgesprengte Nachricht von seinem Tode ist noch nicht widerrufen. Erlaß mir die Schilderung der Verhältnisse, die mich fast gegen meinen Willen in die neue Laufbahn gedrängt, zu der ich mir übrigens Glück wünsche. Ich benutzte meine Stellung, um Dich zu überwachen. Gern hätte ich Dir brieflich Mittheilung von dem gemacht, was mich heute zu Dir führt; aber ich hielt die schriftliche Verbindung für zu gefährlich und zeitraubend. Man hat mir die Mission ertheilt, über den räthselhaften Tod Klothar's von Külau Recherchen anzustellen. Ob die Seitenverwandten dies beantragt, weiß ich nicht; jedenfalls aber liegt der Staatsanwaltschaft daran, von der ich gemessene Befehle erhalten habe. In Timmenrode lenkte sich mein Verdacht auf den Sekretär Bart, der mit dem armen Klothar in geheimer Verbindung gestanden; ich verfolgte seine



Japanische Gaukler. (S. 371.)

Spur und fand ihn als Leiche. Die Aerzte hatten einen Gehirnschlag constatirt, ich aber vermuthete mehr, ohne mich darüber auszusprechen, denn ich hatte Gründe zu der Annahme, Du seiest mit ihm liirt. Bei der Beschlagnahme der Papiere gelang es mir, ein Taschenbuch heimlich an mich zu nehmen, das mir seltsame Aufschlüsse gab. Bart hat dieses Buch offenbar nur in der Absicht geführt, daß es nöthigenfalls als Rachewerkzeug diene. Es enthält ein offenes Bekenntniß seiner Intriguen und Verbrechen, die er aus Liebe zu Dir begangen haben will. Auch spricht er von einer Heirath mit Dir, von Zuweisen in Deine ausschließige Besitzung und von einem erschlichenen Taufscheine, der Dich als ein adelig geborenes Kind agnoscirt. Dein verstorbener Mann konnte laut Hausgesetz nur eine adelige Dame heirathen. Daß dies Alles gegründet ist, weiß Niemand besser als wir. Hätte ich den gewandten Secretär noch am Leben getroffen, ich würde ihn dergestalt eingeschüchtert haben, daß die Besetzigung der unbringlichen Menschen durch Deine Hand überflüssig geworden wäre. Nicht wahr, ich conjecturire doch richtig?

Die Wittwe starrte den Agenten regungslos an, der ruhig fortfuhr:

— Das Buch ist, wie Du siehst, von großer Wichtigkeit für uns und darum hatte ich es sorgfältig verborgen. Es gibt aber auch noch andere Aufschlüsse. Der Schulmeister Horn, den Du kennst, ist durch einen Advocaten veranlaßt, einen gewissen Taufschein anzufechten. Der brave Mann hat dazu ein Fräulein von Heinsdorf benutzt, das ihm einmal übergeben wurde. Das Kind war ihm lieb geworden wie sein eigenes; nach dem Tode seiner Frau wollte er die Herausgabe des Mädchens, die doch täglich gefordert werden konnte, verhindern. Der Advokat brauchte zufällig einen Schein, der dieselben Namen trug, unter denen seine Elisabeth im Kirchenbuche stand . . . Horn gab den Schein hin, hoffend, daß jede Nachforschung an ihm vorübergehen und zu Dir führen werde. Der Plan wäre gut angelegt gewesen, wenn Bart das Geheimniß nicht gekannt hätte. Ein Herr von Kilau, der gewisse Intriguen zu entschleiern suchte und das ganze Archiv seiner Familie stets bei sich führte, sollte nach der Idee der Schwester Horn's, die auf eigene Faust Geschäfte zu machen suchte, mit dem wahren Fräulein von Heinsdorf verheirathet werden, um Dich zu vernichten; Horn aber verheirathete seine Tochter mit Portmann . . .

— Dies Alles kenne ich! rief die Wittwe.

— Gut, so bin ich der weitern Mittheilung überhoben. Du weißt aber nicht, daß man Dich angeklagt hat, Deinen Mann vergiftet zu haben.

— Was? Wer? stammelte die Schöne.

— Ein Selbstbekenntniß Bart's, worin er Dich der Mitschuld bezichtet.

— Unmöglich!

— Das Buch habe ich an mich nehmen können; jener Brief aber, den Bart einem Freunde zur Beförderung übergeben, im Falle ein plötzlicher Tod ihn ereilen sollte, ist vor einer Stunde in die Hände des Staatsanwalts gelangt, der mich beauftragt hat, Deine Wohnung zu überwachen. Diese Nacht noch soll die Verhaftung Deiner Person vorgenommen werden. Warum der Freund so lange gezögert hat, das Anklageblatt abzugeben, ich weiß es nicht. Nütze Dich zur schleunigen Flucht ich sorge dafür, daß Dir bis zu Tagesanbruch Zeit bleibe. Der Untersuchungshaft mußt Du jedenfalls entgehen. Das Weitere wird sich finden. Reise nach London und wende Dich dort an die Adresse dieses Empfehlungsbriefs, den ich vorsorglich schon geschrieben habe.

Der Alte legte einen Brief auf den Tisch.

— Ich folge Dir in kurzer Zeit nach, fügte er hinzu.

— Agathe war leichenblaß geworden und zitterte am ganzen Körper.

— So werde ich reisen! stammelte sie.

— Meine Briefe, die Dich von dem Stande der Dinge in Kenntniß setzen, findest Du bei dem Freunde in London vor, bei dem Du Dich verborgen halten kannst. Nimm alle werthvollen Sachen mit Dir; ich muß mich jetzt entfernen, daß ich über Deine Sicherheit wache, die im hohen Grade gefährdet ist. Sorge, daß Du um sechs Uhr Morgens die Stadt im Rücken hast.

— Ist es denn auch wahr? fragte die Wittwe noch einmal.

— Dein Vater, mein Kind, kann in so ernsten Dingen nicht lügen. Ich sehe vielleicht meinen Posten auf das Spiel, da ich, um hinzuhalten, Täuschung anwenden muß; aber ich wage es aus Liebe zu Dir. Du würdest mich nie wiedergesehen haben, wenn Deine Sicherheit mein Erscheinen nicht gefordert hätte. Fasse nun Muth, der Sturm wird sich wohl abschlagen lassen.

Nachdem er die Tochter zärtlich geküßt hatte, wollte er sich entfernen.

— Agathe! rief er noch einmal.

— Was willst Du, Vater?

— Nenne nie Deinen wahren Namen!

Sie nickte traurig mit dem Kopfe.

— Hast Du mir noch etwas anzuvertrauen? fragte der Alte.

— Nein.

— Vielleicht Briefschaften zu übergeben, die in Deinen Händen nicht sicher sind?

— Nein, nein!

— So lebe wohl und reise glücklich!

Vater, erhalte mir die Freiheit bis zum Morgen!

Zweifle nicht daran, ich sorge für Dich und sollte ich mein Leben einsetzen müssen!

Fränzchen leuchtete dem fremden Herrn voran und öffnete ihm die Thür, die auf die Straße führte.

— Bart, flüsterte die Wittwe als sie allein war, furchtbarer Mensch, Du nimmst eine raffinirte Rache an mir! Ich muß entfliehen, um dem Arme der Kriminal-Justiz zu entgehen. Das Opfer, das ich sicher beseitigt wähnte, klagt mich an! Die alte Wahrsagerin hat Recht . . . Die Prophezeiungen des widerwärtigen Weibes gehen in Erfüllung. Es sollte so kommen, mein Schicksal muß sich erfüllen. So nahe dem Ziele, schmettert mich ein schwerer, vernichtender Schlag zu Boden. Darf ich es wagen, vor dem Richter die Stirn zu erheben? Wird man nicht in meinen Blicken lesen, daß ich schuldbeladen bin? Ist ein Glied der geheimnißvollen Kette gelöst, die anderen zerbrechen leicht und rollen in einen Trümmerhaufen zusammen. Ich soll nach London entfliehen, ohne Friedrich . . . aber auch ohne mein Vermögen! Und werde ich dort sicher sein? Was kann ich in der Eile mit mir nehmen? Meinen Schmuck und eine kleine Baarschaft! Bleibe ich, so wirft man mich als Mörderin in das Gefängniß . . . o, gräßlicher, unfaßbarer Gedanke! Die Einsamkeit wird mich zur Verzweiflung und zum Geständnisse treiben. Während ich im Kerker schmachte, berichten die Zeitungen den interessanten Kriminalfall . . . ich habe derartige Artikel gelesen, sie lesen die Welt in Allarm . . . Und wenn die Untersuchung meine Vergangenheit aufklärt, wenn Bart, der sie kennt, noch weiter gegangen ist . . .

Sie schauderte heftig zusammen.

— Der Tod auf dem Schaffotte ist mir gewiß! rief sie dumpf aus. Fort, ich entfliehe, ich entfliehe!

Sie erschlob dem Sekretär

Mein Gott, schluchzte sie, Friedrich wird die Mörderin verlassen, ich muß allein in die Fremde ziehen!

Der Schlüssel entsank ihrer bebenden Hand.

— Allein und ohne Vermögen! sagte sie dumpf hinzu. Ich werde nach kurzer Zeit darben müssen, da ich die Sorge für baares Geld anderer Art gelassen habe.

Die Grundzüge ihres Charakters, Trotz, rasche Entschließung und Hohn, traten deutlicher als je zu Tage.

— Die Flucht wäre Tollheit! rief sie aus: Man kann mich erreichen und in das Gefängniß schleppen. Noch ist es Zeit, einen andern Entschluß zu fassen, noch kann ich mich sicher der Untersuchung entziehen und den Schleier über der Vergangenheit belassen, der sie zerrissen werden darf. Rechtfertigen soll ich mich? Wie mein Leben romantisch gewesen, soll es auch mein Tod sein. Ich sterbe nicht aus Feigheit, ich sterbe aus Trotz und . . . weil ich es will.

Sie holte die silberne Kapsel hervor.

— Da ist das letzte Mittel! flüsterte sie gräßlich lächelnd. Ich habe es aufbewahrt für die entscheidende Stunde, die nun eingetreten ist. Mein Tod nützt wohl der armen Elisabeth noch, wenn er jetzt eintritt . . . morgen wird es zu spät sein. Heute kenne ich die Anklage nicht, die man gegen mich erheben will, und kein Richter kann mich verurtheilen, wenn er mich nicht gehört hat. O, ich nehme die Zweifel der Welt mit mir, denn es wird Leute geben, die an meine Schuldlosigkeit glauben.

Die Glocken verkündeten die Mitternachtsstunde.

— Es ist die höchste Zeit! flüsterte die Wittwe. Die Beeren wirken sicher, sie haben ihre Kraft an Klothar und an Bart bewährt . . . Ich bin organisirt wie der gewöhnliche Mensch, auch mein Leben wird das Gift in fünf Stunden zerstören. Ich kann und will nicht zögern!

Sie setzte sich an den Sekretär und schrieb hastig einige Zeilen. Das Papier legte sie auf den Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand.

— Mein letztes Werk, flüsterte sie vor sich hin, ist ein gutes!

Die Dose mußte kommen.

— Fränzchen, sagte freundlich die Herrin, gehe zu Bett!

— Ihre Toilette, gnädige Frau . . .

— Ich werde noch lesen und mich dann selbst entkleiden. Gute Nacht!

— Schlafen Sie süß, gnädige Frau!

Fränzchen küßte der Dame die weiße Hand und ging.

— Die Gute wünscht mir einen süßen Schlaf! flüsterte Agathe ihr nach. Ich ja, er wird am Morgen eingetreten sein, wenn die fleißigen Menschen ihr Tagewerk beginnen. Hinweg mit der Sentimentalität! rief sie nunmilig.

Sie nahm die Kerze und ging rasch in den Alkoven. Hastig zerschmiß sie die Beeren und warf die Stücke in ein Glas Wasser. Das klare Element trübte sich sofort. Agathe betrachtete den chemischen Prozeß, der sich in dem Glase vollzog. Das Wasser nahm schon nach wenigen Augenblicken eine bräunliche Farbe an.

— Warum bebe ich denn? rief leise die Baronin. Die Dosis ist stark, sie wird mich sofort tödten. Und leben kann ich ja nicht, wenn ich

Digitized by Google

auch wollte. Soll ich sein, wenn es gilt, mich zu retten?

Sie leerte in einem Zuge den Inhalt des Glases. Dann warf sie einen schmerzlichen Blick zum Himmel empor.

— Es ist geschehen! stammelte sie bebend. Die Baronin von Koppenfels hat aufgehört zu leben! Dort steht mein Sarg, ich werde selbst mich hineinbetten.

Sie warf den weißen Mantel ab, verlöschte die Kerze und legte sich nieder. Schon nach einer halben Stunde stellten sich die ersten Schmerzen ein. Die Baronin, deren Glieder bebten und zuckten, ertrug sie mit männlicher Standhaftigkeit. Kein Laut kam über die trockenen Lippen, kein Ruf um Hilfe ließ sich vernehmen. Es mußte ein scharfes, schreckliches Gift sein, das die inneren Organe zerfraße. Eine Stunde später rang die schöne Frau mit dem Tode; das leise Röcheln hörte bald auf, es ward still in dem üppigen Raume, den der blasse Schein des Mondes matt erhellte. Mit dem Schlage Zwölf ward heftig die Glocke gezogen. Der Bediente öffnete, um einen Polizei-Kommissär und zwei bewaffnete Diener einzulassen. Ein vierter Mann, fest in einen Mantel gehüllt, folgte. Der Kommissär drang ohne Weiteres in die Zimmer. Die Zofe, von dem Tumulte geweckt, erschien. Sie erhielt Befehl, die Baronin zu wecken. Kaum hatte die Zofe die Schwelle des Alkovens überschritten, als sie einen Leichen-Schrei ausstieß. Die Männer eilten hinzu . . . Das schöne Weib, das sie verhaften wollten, lag leblos neben dem Bette am Boden. Während die Beamten sich mit der Leiche am Boden beschäftigten, hatte der Mann im Mantel das Papier ergriffen, das im Boudoir auf dem Tische lag. Er las: „Ich habe mir freiwillig den Tod gegeben; das Testament, das ich hinterlassen, bleibt in voller Kraft. Agathe, Baronin von Koppenfels."

Der Mann legte das Papier zurück.

— Sie hat das sicherste Rettungsmittel gewählt! murmelte er vor sich hin. Die Zivil, die jedenfalls bereitet wäre, macht mir keine Sorge mehr. Der Tod macht eine Untersuchung unmöglich!

Der herbeigerufene Polizei-Arzt bestätigte den Tod der Baronin von Koppenfels. Als die Sonne aufging, trug man den Leichnam der Selbstmörderin in das städtische Hospital. Der Kommissär versiegelte die Zimmer und nahm die Papiere mit sich, die er vorgefunden.

Friedrich Portmann ward ungewöhnlich früh durch das Kammermädchen seiner Frau geweckt. Therese brachte ein Papier, das sie auf dem Tische in dem Boudoir gefunden.

— Es ist Schreckliches geschehen! rief das ängstliche Mädchen. Lesen Sie! Lesen Sie!

Friedrich öffnete das Couvert und las das Bekenntnis Elisabeths, wonach sie selbst sich den Tod gegeben. Der geschiedene Mann war so bestürzt, daß er sich ganz den Händen des Dieners überlassen mußte, der ihn ankleidete. Nun schwankte er nach dem Zimmer der Gattin. Auf dem Tische lagen sämmtliche Schmucksachen, die er ihr geschenkt hatte. Sonst verrieth nichts, daß hier Vorbereitungen zum Selbstmorde getroffen waren. Alle Gegenstände befanden sich in der gewohnten Ordnung. Die Vorhänge des Schlafkabinets waren zurückgezogen.

— Hast Du sie gesehen? fragte der am ganzen Körper zitternde Gatte.

— Mir schien der Mutz, allein in das Kabinet zu gehen. Die Thür des Boudoirs, die auf den Corridor führt, war verschlossen, ich mußte durch die Garderobe eintreten. Eine gräßliche Angst peinigte mich als ich den Schmuck erblickte.

Der junge Mann, der die tugendhafte Elisabeth für unfähig gehalten, einen Selbstmord zu verüben, mußte sich auf die Lehne eines Sessels stützen, um nicht zu Boden zu sinken.

— Mein Gott, Gott! sagte er, ich habe sie so weit gebracht, habe sie zur Verzweiflung getrieben! Sie besiegelt ihre Liebe zu mir mit dem Tode!

Heiße Thränen entströmten seinen Augen; er empfand eine tiefe, bittere Reue. Wie gelähmt sank er auf den Sessel und weinte. Weder der Bediente noch die Zofe hatte so viel Muth, einen Blick in das Schlafkabinet zu werfen.

— Es ist wohl nur Täuschung! dachte Friedrich. Ein böser Traum umgaukelt meine Sinne! Die starke Erregung, in der ich nach Hause kam, dauert fort . . . Therese, rief er laut, sieh' doch nach! Deine Herrin schläft wohl noch . . .

— Nein, Herr, antwortete traurig das Mädchen, Madame Portmann steht in der Regel sehr früh auf, oft früher als ich . . . Gestern Abend sagen die Schmuckfachen in dem Sekretär . . . Es muß Schrecklickes geschehen sein.

Dieser Ansicht war auch der Diener, der zitternd neben der Thür stand. Der Mann, der den Mutz gehabt, sich von seiner Gattin scheiden zu lassen, brach zusammen, als er ihren Tod erfuhr. Wenn er auch den Willen gehabt hätte, sich von dem Geschehenen zu überzeugen, es würde ihm die Kraft dazu gefehlt haben. In diesem Augenblicke erklang aus dem Schlafzimmer der Ton einer Glocke, derselben, die Elisabeth von dem Bette aus erreichen konnte. Therese stieß einen leisen Schrei aus.

— Das gilt mir! sagte sie hinzu.

Friedrich konnte nicht sprechen, er konnte nur mit der bebenden Hand nach dem Alkoven deuten.

Das Glockenzeichen ward zum zweiten Male gegeben.

— Fort! Fort! rief der Geschiedene.

Er war der Erste, der in das Schlafkabinet trat. Die junge Frau saß aufrecht im Bette mit rosigen Wangen und glänzenden Augen. Ihr schwarzes Haar quoll wie eine glänzende Fluth auf die Schultern herab. Verwundert sah sie, wie Friedrich neben dem Bette niedersank und ihre herabhängende Hand mit Küssen bedeckte. Die Zofe weinte vor Freude und der Bediente, der auf der Schwelle stand, hob dankend die Hände zum Himmel empor. Das höchste Erstaunen malte sich in den reizenden Zügen Elisabeths. Plötzlich stand Friedrich auf.

— Ich bin noch am Leben! flüsterte Elisabeth. Die Zofe ordnete das Haar der Herrin.

— Gott sei Dank! rief sie. Ach, Sie haben uns einen furchtbaren Schrecken bereitet.

Elisabeth legte die Hand an ihre Stirn.

— Mir ist leicht und wohl, ich fühle nicht den geringsten Schmerz . . . und doch habe ich Gift genommen! Befinde ich mich denn auch in meinem Schlafzimmer?

Die Zofe übernahm die Antwort. . .

— Sie sind in Ihrem Bette, in Ihrem Zimmer! Und ich bin Therese, ihre Dienerin . . . Sehen Sie doch, die Sonne scheint prächtig durch das Fenster, es ist ein schöner Tag angebrochen . . .

Die junge Frau neigte schmerzlich das Haupt.

— Ich sollte nicht sterben, senkte sie vor sich hin; Gott will, daß ich mein Leben ferner noch trage! Sein Wille geschehe, ich füge mich gern!

Friedrich hatte seine Fassung wiedererlangt.

— Das war nicht recht, Elisabeth! rief er vorwurfsvoll. Wir werden uns verständigen, wenn Du angekleidet bist, bis dahin ziehe ich mich zurück.

Er ging nach seinem Zimmer. Da fand er Fränzchen vor, die ihm weinend die Ereignisse erzählte, die im Hause gegenüber stattgehabt.

— Die Leiche der gnädigen Frau hat man fortgeschafft, schloß sie. Ein von ihrer Hand geschriebener Zettel, der auf dem Tische lag, erklärte, daß sie sich freiwillig den Tod gegeben. Den Grund der schrecklichen That kenne ich nicht.

Mehr konnte auch den armen Mann nicht einstürmen; der Schläge waren zu viele und zu heftige, die ihn trafen. Wie theilnamlos hatte er zugesehen, die Erzählung kam ihm wie ein Märchen vor, das gut erfunden und ausgeführt ist.

— Was soll ich nun beginnen? fragte die Zofe, die laut weinte.

— Ich weiß es nicht; gehen Sie vorläufig zu meinen Domestiken. Wie, rief er plötzlich, habe ich auch recht gehört . . . man wollte die Baronin verhaften?

— So muß ich aus den Worten schließen, die ich gehört. Sämmtliche Sachen und Papiere sind versiegelt.

Friedrich war allein. Unfähig, einen Faden durch das Labyrinth der Vermuthungen zu finden, die sich ihm aufdrängten, ging er zu der geschiedenen Gattin; er fühlte das Bedürfniß, sich mitzutheilen und zu berathen. Elisabeth empfing ihn in ruhiger Ergebung; als sie den Tod der Baronin hörte, zuckte sie zusammen.

— Ist es wahr? fragte sie schaudernd.

Fränzchen mußte kommen und berichten. Dann entließ man die Zofe.

Elisabeth holte eine Schrift aus ihrem Schreibtische.

— Nimm! sagte sie.

— Was ist das?

— Ein Testament der Baronin, wonach ich die Universalerbin bin. Die Frau, die Dich liebte, ist Dir entgangen . . . ihr Vermögen magst Du statt meiner reklamiren. Ich erhebe keine Ansprüche, überlasse Dir alle Rechte, die aus dieser Schrift herzuleiten sind.

Diese Großmuth erdrückte den erschöpften Mann.

— Und Du? fragte er gepreßt.

— Mein Verlust, auch dem Leben zu scheiden, ist fehlgeschlagen; wie es gekommen, weiß ich nicht, denn ich habe dieselben Giftbeeren genossen, die ohne Zweifel der Baronin den Tod gegeben . . . ich betrachte dies als einen Fingerzeig des Himmels und will muthig den neuen Kampf mit dem Leben beginnen, so schwer er auch werden mag. Alle Bemühungen, mich in diesem Entschlusse wanken zu machen, werden fruchtlos sein. Heute noch verlasse ich Dein Haus und die Stadt, arm wie ich hier eingezogen bin. Niemand kann mich nun des Eigennutzes zeihen . . .

Eine heftige Erregung raubte ihr die Sprache; sie mußte sich abwenden, um den Ausbruch ihres Schmerzes zu verbinden.

— Elisabeth, stammelte der geschiedene Ehemann, ich habe durchaus keine Rechte mehr an Dich, auch kann ich Dich jetzt nicht um Verzeihung bitten, ohne den Schein niedriger Spekulation auf mich zu ziehen . . . aber die Wohlthat gewähre mir, daß Du gewisse Zweifel lösest . . . Ich möchte die Erinnerung an Dich rein und makellos bewahren, möchte, daß auch nicht ein Schatten zurückbleibe, der das Haupt

Digitized by Google

Vor dem Spiegel.

Illustrirt von R. Stauber

Digitized by Google

meiner einstigen Gattin umhülle. Du hast heimlich Besuche von dem Doktor Adder empfangen …

Sie sah ihn einige Augenblicke verwundert an.

— Heimlich? fragte sie. Ich war krank und ließ den Arzt rufen, der dann seine Besuche so lange fortsetzte als es ihm nöthig erschien. Glücklicherweise bewies seine Kunst einer ernsten Krankheit vor …

Therese meldete den Arzt an, der sofort eintrat. Er brachte die Kunde von dem Selbstmorde der Baronin und sprach auch Vermuthungen aus, die in der Stadt Glauben fänden. Der Tod, meinte er, habe der Polizei einen Streich durch die Rechnung gemacht. Dann erkundigte er sich nach dem Befinden seiner Patientin, die er in großer Erregung anzutreffen geglaubt habe, da das tragische Geschick der Freundin ihr nicht gleichgültig sein könne. Friedrich, exaltirt wie immer, sprach von Elisabeths Mordversuche.

— Auch Sie? fragte vorwurfsvoll der Arzt. So ist meine Befürchtung eingetroffen!

— Was hast Du gefürchtet?

— Daß die arme Frau ihrer Verzweiflung erliegen würde.

Elisabeth entfernte sich weinend.

— Höre mich an, Friedrich, begann ernst der Arzt. Wir sind nicht nur Jugendfreunde, wir werden in kurzer Zeit auch Verwandte sein. Ich reiche meiner Braut die Hand, obgleich sie kein Vermögen mehr besitzt. Das bin ich nicht nur ihren tiefgebeugten Eltern, sondern auch der Braut und meiner eigenen Ehre schuldig. Man soll mich nicht der Geldgier und einer schmutzigen Spekulation zeihen. Wir wissen, daß der Ruin Deines Onkels Dich schwer getroffen hat, daß selbst Deine Ehe dadurch zerstört wurde. Ich hielt es für Pflicht, vermittelnd einzuschreiten und benutzte dazu das Unwohlsein Deiner Frau. Die zufälligen Unterredungen, die wir hatten, belehrten mich, daß Deine Liebe zu Elisabeth nicht ganz erloschen sei und um sie wieder anzufachen, nährte ich durch hingeworfene Bemerkungen Deine Eifersucht. Elisabeths Leiden, ich erkannte es sofort, war ein moralisches; ich fürchtete das Schlimmste und fandte nach allen Richtungen. Um sie täglich besuchen und trösten zu können, stellte ich mich, als ob ich ihre Krankheit für ernst hielte; einst schrieb ich ein Recept, da quoll mir aus einem Fache des Schreibtisches ein verdächtiger Geruch entgegen. Der Arzt hat das Recht, sich in dringenden Fällen Freiheiten zu erlauben, die einem Andern verboten sind. Ich öffnete die kleine Silberkapsel, die im tiefsten Winkel des Faches stand, und fand darin Beeren, die das stärkste Gift enthalten. Mein Verdacht bestätigte sich. Unbemerkt nahm ich die Kapsel zu mir, legte zu Hause ähnliche, aber ackerlose Beeren hinein, die Stadt durchläuft, stempelt sie zur Giftmörderin an dem Streiter ihres verstorbenen Mannes. Sie hat sich freiwillig den Tod gegeben, um der Verhaftung zu entgehen. Was wahr, was falsch daran ist, wird die Untersuchung herausstellen, die bereits im Zuge ist. So viel aber kann ich heute schon versichern: Du würst der elendeste Mann geworden, wenn Du Dich mit der Baronin verbunden hättest. Ueber Elisabeth urtheile selbst. Jetzt gestatte mir, daß ich als Arzt mit ihr spreche.

Der Doktor ging in das Schlafkabinet, wo die junge Frau weinend auf einem Sessel saß. Sie gestand ihm ohne Zögern, daß sie die Giftbeeren von der Baronin erhalten habe. Der Arzt dagegen setzte sie von dem heimlichen Umtausche in Kenntniß und beschwor sie, Alles zu vergessen, da Friedrich, den er von der Jugend an kenne, zwar gut, aber auch schwach sei und um so leichter den Schmeichelworten der Baronin sein Ohr geöffnet habe, als der Vermögensverlust ihn kleinmüthig und schwankend gemacht.

— Ich leugne nicht, sagte er, daß Friedrich Stein an dem höchsten Heiligthume verletzt hat, das die Menschenbrust umschließt; aber ich gebe Ihnen zu bedenken, wie groß und erhaben es ist, dem Schwachen zu verzeihen und ihn emporzurichten. Ist die gegenwärtige Stunde auch nicht danach angethan, materielle Gegenstände zu berühren, so muß ich Ihnen doch die Mittheilung machen, daß Ihr Gatte sein Vermögen nicht ganz verliert. Wie ich soeben erfahren, ist es dem umsichtigen Rechtsanwalte gelungen, einen Vergleich herbeizuführen, der die Wiedereröffnung des alten Bankhauses Portmann in nahe Aussicht stellt. Friedrich selbst kennt diese günstige Umwandlung noch nicht, da er in seiner Exaltation vergessen hat, sich um die Procedur zu kümmern. Nun wissen Sie Alles. Wollen Sie mir nun dafür, daß ich Ihnen das Leben erhalten habe, dankbar sein, so verzeihen Sie meinem Jugendfreunde.

Der Arzt, der mit bewegter Stimme gesprochen, schwieg.

Den Augen der armen Frau entrannen Thränen.

Porträt-Galerie der deutschen Kaiser: **Karl IV.** (S. 371.)

und stellte sie denselben Abend noch, bei Gelegenheit eines zweiten Besuchs, an den Ort zurück, wo ich sie gefunden. Da Elisabeth nach meiner Verordnung das Bett hüten mußte, um einer ernsten Krankheit vorzubeugen, war ihr die kurze Abwesenheit der Giftkapsel entgangen. Nun konnte ich ruhig den Verlauf der Dinge abwarten. Daß Deine Scheidung so rasch ausgesprochen werden würde, hatte ich nicht gedacht. Du kennst hieraus die tiefe Neigung, die Elisabeth zu Dir hegt. Ueber die Baronin habe ich so Manches gehört, das ihr wahrlich nicht zum Ruhme gereicht. Das Gerücht, das heute Morgen

Digitized by Google

— Ich habe zu viel, ich habe unbeschreiblich gelitten! flüsterte sie.

— Niemand weiß dies besser zu würdigen als ich.

— Und wer gibt mir Bürgschaft dafür, daß ich das große Opfer, das Sie von mir fordern, nicht vergebens bringe?

— Friedrich selbst, denn er ist zu der Erkenntniß gelangt, daß er das wahre Glück wo anders suchen müsse, als in dem Glanze des Reichthums und in der vollen Unabhängigkeit von der menschlichen Gesellschaft. Seine Philosophie hat einen argen Stoß erlitten, er wird sich nun dem Realen zuwenden.

— Gönnen Sie mir Zeit! bat die junge Frau. Ich werde das Haus Friedrichs noch nicht verlassen.

— Gott sei dank!

— Von seinem Benehmen soll es abhängen, wie lange ich bleibe. Glauben Sie nicht, daß ich ihn hasse; aber mein erregtes Gefühl muß sich doch beruhigen . . .

— Sie haben Recht.

— Beobachten Sie Friedrich als Arzt und Freund . . .

— O, ich werde mehr thun; ich werde auch das Unrecht auszleichen, das die Familie Portmann Ihnen überhaupt zugefügt hat. Sie verdienen mehr Rücksicht, mehr Theilnahme, als man Ihnen erwiesen; aber verzeihen Sie, das Gewitter kündigte sich schon an, das zum Ausbruche kam . . . Die Portmanns hatten den Kopf verloren.

Der junge Arzt drückte Elisabeth innig die Hand und ging in das Boudoir zurück.

Friedrich sah bleich und zitternd auf dem Sopha.

— Was bringst Du? Was bringst Du? rief er aus.

— Elisabeth bleibt.

— In meinem Hause?

— Gewiß!

— Man rufe mir den Rechtsanwalt!

— Zu welchem Zwecke?

— Frage nicht; ich stelle heute noch das alte Verhältniß wieder her.

— Dieser Vorsatz ist sehr löblich, aber er läßt sich durch den Advokaten nicht ausführen.

— Durch wen sonst?

— Nur Du selbst kannst Elisabeth zurückgewinnen; mehr brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Vermeide jede fremde Einmischung, sie kann nur schaden. Elisabeths Liebe zu Dir gleicht einer durch den Sturm geknickten Pflanze, die einer zarten, sehr zarten Behandlung bedarf, um sie zu frischem Leben zu kräftigen. Greife sie nicht hastig an, sie bricht sonst völlig zusammen.

Friedrich neigte das Haupt auf die Brust herab.

— Ich verstehe Dich, Freund! murmelte er schmerzlich.

Der Arzt erkannte den krankhaften Zustand des Freundes.

— Fasse Dich, ermahnte er; Du allein hast den Sturm nicht heraufbeschworen, der das Unheil angerichtet. Die traurigsten Verhältnisse haben zusammengewirkt, um Dich dahin zu bringen, wo Du jetzt stehst. Du hättest die Baronin nicht kennen lernen müssen, sie war Dein böser Geist. Schließe Dich nun dem guten Geiste wieder an, und Du wirst glücklich werden.

Die gewaltige Erregung, der jähe Uebergang aus einer Gemüthsbewegung in die andere, hatte Friedrichs physische und moralische Kraft völlig erschöpft. Er war einer Ohnmacht nahe. Der Diener mußte ihn zu Bett bringen. Cornelius Röder sprach die Befürchtung aus, daß eine ernste Krankheit im Anzuge sei und demgemäß traf er ärztliche Verordnungen, deren pünktliche Befolgung er streng anbefahl. Leider traf die Befürchtung ein; Friedrich ward von einem nervösen Fieber ergriffen, das sich Abends schon in aller Heftigkeit zeigte.

Ein Monat war verflossen. Der erste Frühlingshauch zog belebend durch die Natur und verscheuchte die letzte schwache Kraft des Winters, der sich in letzter Zeit noch sehr rauh gezeigt hatte. Friedrich verließ zum ersten Male das Bett. Der Arzt selbst führte ihn in das mild erwärmte Zimmer. Da trat ihm Elisabeth entgegen, deren großmüthiges stets opferbereites Herz ihm, wenn auch nach einigem Kampfe, doch schon längst verzieben und in die Wiedervereinigung gewilligt hatte.

— Ich bin recht krank gewesen! flüsterte der Reconvalescent. Krank an Geist und Körper. Verzeihe, was ich an Dir verbrochen, ich habe im Fieberwahne gehandelt. Müßte ich heute Rechenschaft ablegen von dem, was ich gethan, ich würde wie ein armer Sünder vor Dir stehen . . .

Der Erguß von Thränen erstickte seine Stimme.

Sie reichte ihm die Hand und sagte dann in einem Tone, der die ganze Güte ihres Herzens verrieth:

— Vergessen wir was geschehen und hoffen wir auf die Zukunft!

Der Arzt befahl Ruhe.

— Ihr müßt gehorchen, fügte er hinzu, wenn mein Werk von Erfolg gekrönt werden soll. Jetzt kann ich Dir sagen, Freund, daß ich mehr als ein Mal für Dein Leben gezittert habe.

— Du hast mir auch meine Elisabeth erhalten!

— Darob triumphire ich als Arzt und als Freund.

Schon nach acht Tagen konnte man mit dem Reconvalescenten über Geschäftsangelegenheiten sprechen. Wiederum nach acht Tagen erschien der Rechtsanwalt, der Bericht über seine Thätigkeit erstattete.

— Ihre Scheidung, sagte er, ist annullirt, die Behörde ist mir freundlich entgegengekommen. Es bedarf jedoch einer neuen Einsegnung, die in aller Stille vollzogen werden kann. Die Erbansprüche der Frau Portmann an das Vermögen der Baronin von Koppenfels habe ich geltend gemacht auf Grund des mir übergebenen Testamentes; die Entscheidung kann lange auf sich warten lassen, da zugleich eine Kriminaluntersuchung im Gange ist, um den plötzlichen Tod des Sekretärs Bart zu eruiren. Diese Entscheidung, so hoffe ich, wird eine günstige sein. Der Bankier Portmann ist zurückgekehrt; er wird das Geschäft wieder-etöffnen, da er dargethan, daß er an der augenblicklichen Insolvenz nicht die Schuld trägt, Verschiedene glückliche Umstände, die indeß eingetreten, haben den völligen Ausgleich begünstigt. Das Vermögen meines Herrn Clienten ist in so fern theilweise gerettet, als er Compagnon des Hauses bleibt.

Unter diesen Umständen machte die Genesung Friedrichs rasche Fortschritte. Sein Benehmen der hochherzigen Gattin gegenüber zeigte völlige Erkenntniß; Elisabeth hatte oft Mitleiden mit ihm, sie konnte ihm keine Vorwürfe machen und gab sich mit Zuversicht dem Glauben hin, daß der Gatte nun zur Erkenntniß seiner Schwächen gekommen sei. Täglich bat er um Verzeihung, täglich versicherte er, daß er jetzt erst das Glück zu schätzen wisse, dessen er durch seine Heirath theilhaftig geworden.

Das Haus Portmann zeigte seine Wiedereröffnung an und hatte sich der Beihilfe der gahlreichen Freunde zu erfreuen, die es in allen Theilen des Landes besaß.

Das Vermögen der Baronin ward während der Dauer des Prozesses sequestrirt. Es konnte nicht fehlen, daß sich verschiedene Leute meldeten, die an das große Vermögen Erbansprüche zu haben vermeinten.

Schon zu Anfang des Monats Mai trafen die wiedervereinigten Gatten bei dem Rendanten Holle in Timmenrode ein. Friedrich sollte den Sommer in der stärkenden Bergluft verleben. In dem Dorfe hatte man von der Scheidungsgeschichte nichts erfahren; das Ehepaar ward mit Freude und Achtung empfangen. Elisabeth, eine reizende Stadtdame, besuchte die Familie Hardt, die sich im leidlichen Wohlstande befand. Anna war überglücklich, sie hatte in Max Richter, den Onkel Holle seiner Nichte bestimmt, einen Liebhaber gefunden, den sie schätzte. Dies Geheimniß vertraute die Freundin der Freundin an und Elisabeth versprach, bei Herrn Holle, der sich nach Ruhe sehnte, dahin zu wirken, daß Max die Wirthschaft im grünen Zirgel übernähme. Wir können berichten, daß dies ein Jahr später geschah, daß Max seine Leibe heimführte, und Anna den alternden Wirth als Tochter pflegte.

Im Juni sah man auch die alte Beate im Dorfe wieder; sie hatte ihre Papiere aus dem Versteck im Thurme geholt und kam zu Elisabeth, um zum letzten Male ihre Hasse dahorch Lust zu machen, daß sie ihr sagte: sie, Elisabeth, sei nicht die Tochter des verstorbenen Horn, sondern ein verlassenes Findelkind. Elisabeth lächelte. Ich kann es beweisen, rief Beate, hier sind die Papiere. Die junge Frau hielt es für rathsam, auf den Vorschlag eines Ankaufs einzugehen, um ferneren Eclat zu vermeiden. Das bahlüstige Weib begnügte sich mit einer kleinen Summe. Nun gestand sie auch, daß ihr Bruder, der Schulmeister, ihr sein Vermögen hinterlassen habe, um sie zum ewigen Schweigen zu bewegen. Hierin lag die Aufklärung über den Verbleib des Kapitals, das Friedrich von seiner Frau gefordert hatte. Elisabeth erkannte die Wichtigkeit der Papiere, die von dem Advokaten herstammten. Als sie im Herbste nach der Stadt zurückkehrte, sagte der Rechtsanwalt, daß die Untersuchung fortwährend gehabt habe, die verstorbene Baronin sei nicht ein geborenes Fräulein von Hainsdorf und könne mithin, nach einem Familiengesetze der Koppenfels, nicht testiren, da ihr das Vermögen nicht gehöre. Einer der Seitenverwandten habe dies dargethan. Elisabeth überzab nun die Papiere dem Advokaten, der mit Hilfe derselben die Existenz des wahren Fräulein von Hainsdorf nachwies und eine Bestimmung des ermordeten Comthurs von Koppenfels vorlegte, wonach das Fräulein Elisabeth Agathe von Heinsdorf selbst dann erben solle, wenn sie sich auch nicht mit einem Koppenfels verheirathe, und Albert, der letzte direkte Sprosse, entweder sich seines Rechtes verlustig mache oder ohne legitime Erben sterbe. Nach drei Jahren war der schwierige und verwickelte Prozeß entschieden und Elisabeth gelangte in den Besitz der reichen Güter. Der Rechtskundige, der die Akten durchblätterte, schauderte zurück vor den Intriguen und Verbrechen, die man an den schwachsinnigen Koppenfels verübt, um sie des Vermögens zu berauben. Bart war der Letzte, der

Digitized by Google

die Hand danach ausgestreckt; er wußte auch, daß Elisabeths Mutter ein Opfer des Comthurs gewesen. Friedrich Portmann vernichtete das Familienarchiv der Koppenfels, er hielt seine Gattin hoch in Ehren und pries die einfache Erziehung, die sie als Tochter eines Schulmeisters genossen. Als ihm der Himmel das erste Kind, einen Sohn, schenkte, gelobte er seiner Gattin, ihm keine glänzende, sondern eine gediegene Erziehung geben zu lassen, die ihn befähige, der Gesellschaft ein nützliches Mitglied zu werden und von sogenannten adelnden Passionen fern halte.

Bilder aus Japan.

III.

(Siehe die Bilder auf S. 361 und 365.)

Wir haben in den beiden ersten Abschnitten unserer Schilderung uns einigermaßen mit den staatlichen, socialen und religiösen Zuständen der Bewohner des merkwürdigen Japan beschäftigt. Diesmal wollen wir auch einen Blick auf das Straßenleben von Jeddo werfen. Wenn man sich von Yokohama, diesem eigens für die Fremden gegründeten Hafen, der der Hauptstadt nächst, so muß man sich bei dem gebahnten Vorurtheil der unteren Volksklassen und der Abneigung der Japanesen überhaupt gegen die fremden Eindringlinge mit einem Dolmetscher versehen, sowohl um sich schnell zu orientiren, als auch um sich Schutz und Ansehen zu verschaffen, denn diese Dolmetscher sind öffentliche Beamte von bestimmtem Range, dessen Abzeichen sie möglichst augenfällig zur Schau tragen, und erscheinen sie für gewöhnlich in ziemlich einfachem Anzuge, bei festlichen Gelegenheiten aber in ihrem Hofstaate von rauschender Seide, von dessen eigenthümlichem bizarrem Schnitt wir unseren Lesern in dem Holzschnitt auf S. 361 ein genaues Konterfei nach einer Photographie geben. Sind wir solchen Dolmetscher sich in die volkreiche, eng gebaute, große Stadt zu begeben, wäre ebenso gefährlich wie unbesonnen, denn mit der öffentlichen Sicherheit, namentlich für einen Nichtadeligen, ist es in Japan nicht weit her, und der zahlreiche Pöbel in dem sogenannten Wasserquartier würde willig die Gelegenheit ergreifen, mit einem einzelnen „fremden Teufel" Handel anzufangen und denselben zu erschlagen.

O-Jeddo, d. h. das große Jeddo, ist von einer kolossalen Ausdehnung und nimmt einen größern Flächenraum ein als London. Von Yokohama der gelangt man zuerst über die Nichtstadt, wo die häufigen Einrichtungen flattfinden, denn das japanesische Gesetz ist mit Blut geschrieben. Jenseits der Nichtstadt gelangt man aber sogleich in belebte Gassen und Straßen, auf denen das Gewühl und Gedränge um so dichter wird, je weiter man nach dem großen O-gawa-Flusse vordringt, welcher die Stadt durchströmt und in zwei ungleiche Hälften theilt. Dieser Fluß hat etwa die Breite der Elbe bei Dresden, ist von vier großen Brücken überspannt, und steht auf der Oberfläche in Verbindung mit einigen kleinen Flüßchen und zahlreichen Kanälen, die die sogenannte Wasserstadt in den verschiedensten Richtungen durchschneiden und diesen Theile von Jeddo eine auffallende Aehnlichkeit mit Venedig geben. Diese Aehnlichkeit wirkt um so augenfälliger, als der Strom, die Kanäle und insbesondere der über den Strom führenden Brücken den ganzen Tag mit Ausnahme der heißen Mittagsstunden, welche eine Siesta hier ebenso nothwendig machen, als in Neapel oder Cadix) und die halbe Nacht hindurch von einem ganz unbeschreiblichen Menschenverkehr und einer gewerblichen und kommerziellen Thätigkeit ohne Gleichen wimmeln. Namentlich der O-gawa gewährt äußerst lebhaft an den Canalufer oder großen Kanal in Venedig, weil er fortwährend mit Fahrzeugen aller Art, besonders aber Lustboten und schönen Gondeln beladen wird, aus denen meist Musik und Gesang ertönt. Die Japanesen sind nämlich durchaus kein so ernstes und langweiliges Völkchen, wie man sich nach ihren Trachten und ihrem Gebahren auf den Bildern vorstellen möchte, sondern im Gegentheil ausnehmend lustig und sogar ausgelassen. Sie lieben leidenschaftlich die Musik, den Gesang, die Deklamation und vor Allem das Geschichtenerzählen, das durch den lebhaften, pathetischen, sonor modulirten Vortrag begleiteten Vortrag etwas Dramatisch-Lebendiges hat und das Theater, sowie Schauspiele und Schaustellungen aller Art. Den ganzen Tag hindurch begegnet man Frauen, welche entweder allein Romanzen oder Legenden in Begleitung des Samsin, der japanesischen Guitarre, vortragen, oder in Gesellschaft von einigen Musikern ihre Arien und Romanzen zum Gotte oder landesüblichen Harfe singen, und namentlich die Theehäuser und sonstigen öffentlichen Orte zum Schauplatz ihrer Vorstellungen wählen. Nach Feierabend sieht man überall an den Straßenecken, in den Theegärten, an den Anländen und unter den Veranden der Theehäuser entweder die schon erwähnten Märchenerzähler oder kleine Banden von Gaullern, welche in eigenthümlichen Verkommungen groteske Tänze oder gymnastische Kunststücke ausführen, und die erstere größeren und kleineren Trommeln begleiten. Bald ist es ein Vater mit seinen Kindern, der mit lauter Stimme die Leistungen seiner Truppe ausschreit oder ein komisches Lied singt, zu welchem die Tänze und Pantomimen der kleinen Gaukler passen, bald ist es eine kleine Gesellschaft, welche eine derbe Posse oder Burleske mit komischen Couplets in jenem drastischen derbkomischen Genre aufführt, welches den Europäer so sehr an die Harlekinsjünger und Musiker in den Vereinigten Staaten und England vertritt; bald sind es größere oder kleinere Banden von Musikern mit oder ohne Tänzer, welche unter den Vordächern der Theaterbuden, in den Theegärten oder auf den Straßen Plätzen sich um's Geld bören oder geben lassen. Abgerichtete Thiere, Taschenspieler, Puppentheater, Marionetten, Gaukliten, Seiltänzer, Kunstreiter, Athleten u. s. w. finden hier ein nie versiegendes stets williges Zuschauer und Zuhörer. Bei einer größeren Gaukkertruppe darf der Lustigmacher fehlen, dessen drollige Geberden und witzigen oder komischen Bemerkungen ein wiehendes Gelächter hervorrufen, mit dem Alt bekleideten Beifall in Stimme und Geberdenspiel begleitet werden. Die gymnastischen Kunststücke mit und ohne Apparat, welche man von den japanesischen Gaukkünstlern sieht, sind wirklich überraschend und übertreffen all das jenige weit, was man hier auf unseren Turnplätzen und in den Circus sehen. Das Turnen und die verschiedensten gymnastischen Uebungen überhaupt stehen bei den Japanesen im größten Ansehen, und ist der Besuch der vielen öffentlichen Schulen, in denen der physischen Erziehung der Vornehmen und Reichen und werden auch beim Volke emsig betrieben.

Körperliche Kraft und Gewandtheit werden bei allen Ständen sehr geschätzt, und die Leistungen, welche man in den Fecht- und Reitschulen sieht, erinnern lebhaft an die Waffenübungen des deutschen Mittelalters, denn diese Ringelrennen und Stechen, diesesJagen in vollster Carriere, um einen aufgehängten Kürbis mit dem schweren Säbel zu durchhauen oder im Vorübersprengen mit Speer oder Wurfspieß zu treffen, gemahnen an die Waffenspiele der deutschen Ritterzeit ebenso sehr, wie die Fechtübungen mit dem zweihändigen Schwert und Schild der geharnischten Fechter. Nur Eines macht einen unangenehmen, ja anwiderndenEindruck auf die Europäer, nämlich es bei den Japanesen und namentlich den Bewohnern von Jeddo in großer Beliebtheit zu stehen scheint, nämlich die Produktionen der Ringer, welche in Amphitheatern und Circus unter ungemein zahlreichem Zulauf flattfinden. Diese Ringer sind meistens untersetzte, beinahe bis zur Fettsucht angemästete Männer von mittleren Jahren, welche hier um's Geld sich boren oder mit einander ringen und dabei allerdings eine ganz ungewöhnliche Stärke und Geschmeidigkeit verrathen. Wir müssen aber hier noch beifügen, daß Ringer, Gaukler und sonstige freie Künstler nur den untersten Volksklassen gehören er und bei den Japanesen selbst mit derjenigen Bayern achtung belegt sind, welche auf der verrachtenentwürdigenden Schaustellung der gesunden des der und der körperlichen Gewandtheit in den Keine des reichen oder gebildeteren Mannes rubt. die

Die Propheten Jonas und Hosea,

nach Rafael.

(Siehe das Bild auf S. 364.)

Der ebenso anmuthige als feuchtbare Rafael hat nicht nur größere Frauengestalten, Madonnen und religiöse Bilder gemalt, sondern auch Schöpfungen im strengern Style, die wir heutzutage dem historischen Genre beizählen würden. Hierunter gehören seine Propheten und Sibyllen in der Kirche Santa Maria della Pace in Rom, zu denen er allerdings meist nur die Zeichnung lieferte, oder die Ausführung irgend einem seiner Schüler anvertraute. In diesen Kolossalfiguren erhebt sich Rafael zu wahrhafter Größe, denn weit entfernt, das Kraftgenialie, Uebertriebene und manierirte Gewaltsame und Verzerrte nachzuahmen, was man in vielen verwandten Schöpfungen Michel Angelo's sieht, hat Rafael sich hier unverkennbar bemüht, in seinen eigenen Kompositionen gerade dasjenige recht augenfällig an den Tag zu legen, was den Darstellungen seines großen Vorgängers fehlte, nämlich Anmuth und Adel der Formen, Würde des Charakters, Schönheit der Physiognomieen und genaueste Anpassung an den darzustellenden Gegenstand. Zum Beweis hiefür machen wir unsere Leser in vorstehendem Holzschnitt auf S. 364 mit Rafaels Darstellung der Propheten Jonas und Hosea bekannt, welche sich in der genannten Kirche gerade über den Sibyllen befinden und das Pendant zu Daniel und dem König David bilden. Jonas ist stehend dargestellt, das Auge verrädt gen Himmel aufgeschlagen; neben ihm sitzt Hosea und deutet mit dem Finger auf die Tafel mit der Inschrift: Und nach zweien Tagen wird Gott ihn aufermecken am dritten. Hinter den beiden Prophetengestalten ist ein Engel angebracht, welcher die göttliche Eingebung und den prophetischen Geist bedeuten soll, womit diese frommen Seher begnadet und wodurch ihnen der Blick in die Zukunft erschlossen waren. Auch zu diesen beiden Propheten hat Rafael nur den Entwurf geliefert; die ganze Ausführung dagegen rührt von seinem Schüler Timoteo della Vite her.

Galerie der deutschen Kaiser.

Von Wilhelm Grönau.

(Fortsetzung.)

XXIX.

Karl IV.

(Siehe das Bild auf S. 369.)

Auch nach Ludwigs Tode war der von fünf Kurfürsten schon bei Lebzeiten desselben auf Anstiften des Papstes Clemens VI. zum Gegenkaiser erwählte Markgraf Karl von Mähren keineswegs in den unbestrittenen Besitz der deutschen Krone gelangt. Seine Hauptfeinde waren die bayerischen Fürsten und die ihnen zugethanen Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen, Pfalz und Mainz. Diese Partei, die sogen. wittelsbachische, entblödete sich nicht, die deutsche Krone dem mächtigen und persönlich tüchtigen Könige Eduard von England anzutragen; dieser aber, praktisch klüger als die Deutschen, lehnte sie ab und meinte, solche Doppelwirthschaft könne dem Stammlande nur Schaden bringen. Darauf erwählten sie den Markgrafen Friedrich von Meißen, welcher sich jedoch von Karl mit zehntausend Mark Silber abfinden ließ. Endlich machten die Wittelsbacher den Grafen Günther

Digitized by Google

gel-

al-

…rzburg zum Kaiser, einen ehrlichen …Kriegshelden, aber sonst von unbedeu-…tellung. Allein dem schlauen Karl war …ttel zu schlecht; er ließ seinem Gegner …orn Frankfurter Arzt Freidank Gift bei-…en. Günther merkte es und zwang seinen …der, den Rest auszutrinken, worauf beide …ben (1347). In seinem letzten Ständlein …ief der brave Schwarzburger: „Ich wollte tau-…send Tode sterben, wenn Ihr nur Judasse heißen …müßtet in Ewigkeit!“ Alles Volk bezeichnete Karl als den Anstifter dieser That. —

Karl IV. war der erste Diplomat auf dem deutschen Throne und ein Fürst im Sinne der neueren Zeit; die großartigen der Wirklichkeit fernliegenden Ideen des Mittelalters begeisterten ihn nicht, er kannte nur Nützliches, Berechnung und Verstand. Er besaß große Besonnenheit und kluge Gewandtheit, Menschen und Verhältnisse zu seinem Vortheile zu behandeln. Er war ebenso schlau als gewissenlos. Seine Zwecke waren im Allgemeinen gut und richtig; er wollte z. B. eine Einheit Deutschlands. Aber er hatte dabei weder einen nationalen Standpunkt, noch nahm er Rücksicht auf die Würde eines deutschen Kaisers bei der Wahl der Mittel. So wollte er zur Herstellung der deutschen Einheit die großen, allein dem kaiserlichen Ansehen bedrohlichen Fürstenhäuser beseitigen, und zwar nicht um des Volkes willen, sondern nur zur Sicherung der Macht und der ungehinderten Nachfolge seines Hauses auf dem kaiserlichen Throne. Zu diesem Zwecke verschlenderte er auch das Reichsgut so arg, daß ihn Kaiser Max I. des heiligen römischen Reiches Stiefvater zu nennen pflegte. Dem Kriege abgeneigt, knüpfte er seine Entwürfe lieber an listige Zusagen, verlockende Hoffnungen, zweideutige Verträge, vortheilhafte Käufe, Erbverbrüderungen und Heirathen, als an die ungewissere Entscheidung der Massen.

So wußte auch Karl jetzt, nachdem Günther abgethan, in schlauer Weise sich mit allen seinen Gegnern abzufinden und sie für sich zu gewinnen. Die Städte brachte er dadurch auf seine Seite, daß er mehr als irgend einer seiner Vorfahren sich den sächsischen Kaisern die Ueberreste deutscher Freiheit in ihnen begünstigte; die übrigen Fürsten und Herren durch Geld und Gut oder durch die oben angegebenen Mittel. Lübeck, das Haupt der Hansa, ehrte ihn so, daß man, als er zum Mühlenthor hereingezogen war, dasselbe hinter ihm vermauerte, damit nie wieder Jemand durch dasselbe passire. Dabei war er, gleich einem klugen Hausvater, in zahlloser Geschäftigkeit auf die Vergrößerung seiner Hausmacht bedacht. Er kaufte Schlesien, die Niederlausitz und Brandenburg und gab jedem Kurfürsten hundert-tausend Goldgulden, daß sie seinen ältesten Sohn Wenzel zum Kaiser wählten. — Ebenso erkaufte er sich seine Kaiserkrönung in Rom, welche zu Ostern 1355 mit größerem Prunk als je vollzogen wurde, nur mit größter Demüthigung des kaiserlichen Ansehens. Er mußte dem Papst zahllose Versprechungen machen, unter andern, nur einen Tag in Rom zu bleiben, und trotz alles Schutzstehens der Römer, die mit seiner Hilfe die Republik wieder herstellen wollten, machte er sich wirklich des andern Tages nach der Krönung unter dem Vorwand, er wolle eine Jagd mitmachen, heimlich aus dem Staube. Die Guelfen verspotteten, die Ghibellinen, die ihn vergebens zur Wiederherstellung des in so viele kleine Reiche zerrissenen Italiens aufgefordert hatten, verwünschten ihn und bereiteten ihm lebenge-

fährliche Nachstellungen. Auch hatte Karl seine Anwesenheit in Italien keineswegs zur Wiederherstellung der Herrschaft der Deutschen in diesem Lande überhaupt benutzt; er durchreiste es als Privatmann und beschäftigte sich, um dem Papste zu schmeicheln, mit Aufkaufen von Reliquien. Dagegen brachte er ansehnliche Geldsummen mit, die er sich für ertheilte Vorrechte und Gnaden-

bezeugungen hatte zahlen lassen. Nach seiner Heimkehr erließ er 1356 die s. g. „goldene Bulle“, jenes folgenschwere Reichsgrundgesetz, das die Zersplitterung des deutschen Reiches in verschie-

Das Wandertier. Nach

denen Staaten gesetzlich festgestellt hat bis auf den heutigen Tag, — das Einzige von Bedeutung, was er für das Reich gethan hat. Der Hauptinhalt der „goldenen Bulle“ ist etwa so-

Digitized by Google

gender: Die Kaiserwahl steht ausschließlich sieben dazu bestimmten Kurfürsten zu, Stimmenmehrheit entscheidet; der Kurfürst von Mainz leitet die Wahl, der von Köln krönt den Erwählten in Aachen; die Kurfürsten sind gleich dem König unantastbar; sämmtliche kaiserliche Regalien in ihren Landen, als Bergwerke, Zölle, Münzen ꝛc., gehören ihnen; von ihrem Gerichte findet eine Berufung an den Kaiser für der nicht statt.

Damit war den Kurfürsten die Landeshoheit so erweitert, daß sie fast der Souveränität gleich kam. Aber der schlaue Karl hatte zu dieser Kurfürstenwürde zunächst sein Stammland Böhmen, dann das ihm schon halb verfallene Brandenburg, endlich, außer den alten drei geistlichen Kurfürsten, Trier, Mainz und Köln, deren er gewiß sein durfte, nur Nebenlinien von Bayern und Sachsen, — die pfälzische und Sachsen-Wittenberg — bestimmt. Der Bestätigung des erwählten Königs durch den Papst geschieht keine Erwähnung. Den darüber ergrimmten Papst suchte Karl durch die Erlangniß zur Erhebung des Zehnten von allen geistlichen Einkünften in Deutschland zu besänftigen. —

Größere Sorgfalt als auf das Wohl des Reiches verwendete Karl IV. auf das Gedeihen seiner Erbländer, namentlich auf Böhmen, dem er die goldene Zeit schuf. In Prag eröffnete er schon im April 1348 eine Universität, die älteste in Deutschland, welcher sich 1365 diejenige in Wien anreihte. Ebenso stammen die vielen mit Mosaik und Bildwerken reichgeschmückten Bauwerke Prags von ihm her.

Durch seine slawische Mutter war er mehr Czeche als Deutscher. Dies zeigt auch seine Gestalt. Er war klein, untersetzt, trug den Kopf etwas vorgebogen, das gelbe Gesicht mit den vorstehenden Backenknochen und der niederen Stirn umgab ein starker schwarzer Backenbart, auch das Haupthaar war dicht und schwarz. Er liebte es sehr, sich bei jeder Gelegenheit mit Krone und Scepter im vollen Kaiserornat zu zeigen. Er hatte eine sorgfältige Erziehung genossen und war in Sprachen und Wissenschaften wohl bewandert.

Bei seinem Tode, der am 29. November 1378 zu Prag erfolgte, vererbte er Böhmen, Schlesien und die Kaiserkrone an seinen ältesten Sohn Wenzel.

Nach einem Gemälde von F. Hiddemann.

Das Wunderthier.

Nach einem bekannten Gemälde von F. Hiddemann.

Wir haben schon früher unseren Lesern eines der heiteren, frisch dem wirklichen Leben abgelauschten Genrebilder des bekannten Düsseldorfer Malers F. Hiddemann vorgeführt, nämlich jene Jahrmarktsscene, wo ein schmunzelnder alter Cigarrenkrämer einem derben quicken Bauernburschen seine pfälzer Regalia als „Feine Sorte“ aufschwindelt. Als Pendant zu jenem reizenden launigen Bilde bieten wir heute unseren Lesern die Kopie eines neueren Bildes von demselben Meister, nämlich die „Dornse“ oder festliche Stube eines hildesburgischen Bauernwirthshauses, in welchem die Bewohner eines abgelegenen westfälischen Dorfes einen kleinen abgerichteten Affen bewundern, den ein Savoyardenjunge um Geld sehen läßt. Das aufrichtige Staunen der knorrigen schlichten Landleute und die verschiedenen Aeußerungen der bald bänglichen Ueberraschung ob dem „Wunderthiere“, überhaupt die verschiedenen Affekte und Abstufungen des Interesses in den einzelnen Gliedern der Zuschauergruppe sind mit der glücklichsten Individualisirung und frappantesten Lebenswahrheit wiedergegeben und in den feinsten Nuancirungen dem Leben so treu abgelauscht, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, das glückliche wiehsame Ensemble oder die vortrefflichen, auf das Geistvollste nuancirten Einzelnheiten von dem unbefangenen Thierchen in der Mitte an, durch all die Affekte und Lebensäußerungen in der Menschengruppe, von dem vorsichtigen Alten auf der Rechten, der seine Flasche und Glas in Sicherheit gebracht hat, und der verwunderten Großmutter, bis herunter zu dem scheuen Kinde auf dem Mutterarme und den neugierigen Nachbarskindern unter der Thüre. — Da Hiddemann ein ebenso geschickter wahrvoller Kolorist, wie feiner, durchgebildeter Zeichner und geistvoller Beobachter ist, so hat das Bild sich in allen Kreisen die dreifache Anerkennung errungen, und man kann sich nur darüber freuen, daß durch die Bemühungen und Leistungen von Knaus, Hiddemann, Vautier u. A. m. in der Düsseldorfer neueren Schule dieser gesunde Realismus und diese heitere Auffassung der Natur und des bunten

Digitized by Google

Volkslebens in Freud und Leid an die Stelle jener sentimentalen, ziegisch-melancholischen Romantik der früheren Schule getreten ist, welche Schrödter in seinen „tränernden Lohgerbern“ so glücklich parodirt hat.

Im Kloster zum heiligen Herzen in Paris.

Erzählung
von
Marie Schmark.

Glühendroth warf die Julisonne ihre letzten Strahlen in den weiten Klosterhof der Damen von Sacré-Coeur in Paris und umspielte mit goldenen Streiflichtern die Köpfe der alten Heiligenbilder in den Nischen. Es war die Stunde der Erholung und ein reges Treiben herrschte auf dem freien Rasenplatze im Hofe und unter den steinernen Säulenhallen, die ihn von allen Seiten umgaben. Dienende Laienschwestern schöpften am Brunnen Wasser, die Damen vom heiligen Herzen in ihrer schwarzen Ordenstracht mit weißen Stirnbinden, auf der Brust das metallene Kreuz und am Gürtel den Rosenkranz, gingen paarweise auf und nieder, Andere sprachen mit den Damen, welche der Welt noch angehörten und nur zeitweilig ihren Aufenthalt im Kloster genommen. Im Vordergrunde bewegten sich gemessenen Schrittes die Aebtissin und der Almosenier des Klosters im lebhaften Gespräch; es handelte sich um die Auftheilung einer kolossalen Marmorstatue der heiligen Jungfrau, welche die Kaiserin Eugenie dem Kloster geschenkt hatte. Die Figur sollte am 15. August, dem Tage der Himmelfahrt Maria's und zugleich dem Namenstage des Kaisers, unter besonderer Feierlichkeit, in der Mitte des Hofes aufgestellt werden. Im Verlauf ihrer Unterhaltung hatten sich die beiden Standespersonen einer Gruppe junger Mädchen genähert, welche plaudernd unter den Hallen standen und ehrfurchtsvoll zurückreten wollten.

„Editha!“ rief die Oberin einem in Trauer gekleideten jungen Mädchen zu, „da sind zwei Briefe für Sie, die eben gebracht wurden.“

Die Gerufene empfing dieselben mit einer tiefen Verbeugung, warf einen flüchtigen Blick darauf und schob sie in ihre Tasche.

„Diese junge Deutsche,“ sagte im Weitergehen die Aebtissin zum Klostergeistlichen, nacht mit unter allen meinen Schutzbefohlenen die meiste Sorge. Sie steht mit zwei jungen Zwillingsschwestern allein in der Welt da und wurde mir vor zehn Monaten gleich nach dem Tode ihrer Mutter von ihrem Vormunde übergeben, um in Paris Studien in der Malerei auf der Damenakademie zu machen; eine Bestimmung dieser Art fand sich im Testamente ihres Vaters, eines Professors der Malerei aus Düsseldorf, vor. Der Vormund ist reich und geizig, und wie ich fürchte, ein Mann ohne Grundsätze und Religion, er drängt in Editha, ihn zu heirathen.“

„Ihn zu heirathen?“ rief der Abbé erstaunt. „Ja, obgleich er beinahe dreißig Jahre älter als seine junge Mündel ist.“

„Abscheulich und grausam! Aber wer kann das Mädchen dazu zwingen?“

„Se selbst durch die Verpflichtungen, die sie gegen ihn hat, dadurch, daß sie nach deutschem Gesetz bis zu ihrer Volljährigkeit von ihm abhängig ist. Sie sorgt für die Schwestern, welche niemals zu verlassen sie ihrer sterbenden Mutter versprochen hat.“

Der Almosenier wollte eben den Mund zu einer weiteren Antwort öffnen, als die Glocke des Refektoriums erschallte und dem Gespräch ein Ende machte. Ordensschwestern wie Weltdamen begaben sich in langen Zügen nach dem Speisesaale. Auf die Abendmahlzeit folgte eine zwanglose gesellige Unterhaltung, an der sich die Damen des Ordens betheiligten; man las Zeitungen, Romane, machte Tapisserie oder musizirte im angrenzenden Musikzimmer, dessen große weitgeöffnete Fenster eine erquickende Kühle vom Garten her hereinließen. Um halb zehn Uhr aber hört jedes Zusammenleben im Kloster auf; die Aebtissin erhebt sich, entläßt die Damen, von denen jede ihr Zimmer aufsucht, während sie selbst sich an der Spitze der Ordensschwestern zum Gottesdienst in die reichste Kapelle begibt. Nachher dürfen die Nonnen nicht mehr mit einander verkehren und jede geht lautlosen Schrittes nach ihrer Zelle.

Inzwischen war auch Editha auf ihrem kleinen Zimmer im obersten Stockwerk angekommen. Sie verschloß die Thür, zündete eine Lampe an, und zog die empfangenen Briefe aus der Tasche. Der eine mit den großen deutlichen Schriftzügen einer Kinderhand, trug den Stempel: Rolandseck und war von den Zwillingsschwestern, welche auf Nonnenwerth in der Ursulinerinnenpension waren. Aufmerksam las sie die ausführlichen Erzählungen, welche die Mädchen über ihr vortiges Leben geschrieben hatten. Dann ergriff sie den zweiten Brief, während ihr Auge einen flüchtigen Ausdruck annahmen, und sahlte ihn auseinander. Die Photographie eines Mannes fiel ihr daraus entgegen, die sie verächtlich auf die Seite schob. Der Brief war von ihrem Vormunde, dem Kaufmann Wörlin und das Bildnis das seinige. „Er dächte,“ schrieb er, „sie in einem oder zwei Monaten persönlich von Paris abzuholen, da sowohl das Trauerjahr als ihre Studienzeit sich ihrem Ende näherten und hoffe dann, sie seinen Wünschen geneigter zu finden, sie werde ihm erlauben, ihr lebenslänglicher Beschützer und der Versorger ihrer kleinen Geschwister zu sein; auch erwähnte er, wie sehr er sich freuen würde, mit den Unsrigen über die Summen, die er so glücklich gewesen sei, im Laufe der Jahre ihrer Mutter vorzuschießen, das erste Kommissar ihres gemeinsamen häuslichen Heerdes anzukünden.“

Editha fühlte aufs Tiefste das Unzarte und Drohende dieser letzten Aeußerung und daneben die ganze Ohnmacht ihrer Lage. Vor Zorn und Schmerz brach sie in lautes Schluchzen aus und blieb lange, den Kopf in den Händen verborgen, in dumpfes Nachsinnen und Hinbrüten versenkt. Allmählig beruhigten sich ihre aufgeregten Empfindungen und das krampfhafte Zucken ihres Körpers hörte auf. Jene glücklichen Tage dämmerten in ihrer Erinnerung auf, wo sie nach des Vaters Tode ein kleines Häuschen hart am Rhein bewohnt hatten. Neben ihnen die prächtige Villa, einer englischen Familie gehörig, welche sie durch einen früheren Schüler ihres Vaters auf der Akademie kennen gelernt, und mit der sie auf dieser entzückenden Stelle der Erde ein idyllisches Sommerleben geführt. Sir George Forrey, welcher aus Liebhaberei die deutsche Malerakademie besucht hatte, kannte Editha seit ihren Kinderjahren und zeigte, als sie zur Jungfrau erblüht, stets offen seine Bewunderung für ihre Schönheit und ihr sinnliches Wesen. Auch hatte er ihrer Mutter in einer vertraulichen Stunde mitgetheilt, wie vollkommen sie seinem Ideal weiblicher Anmuth entspräche und wie sehr er sich gerade eine solche Gattin wünsche. Ehe er aber einen entscheidenden Schritt bei Editha wage, wolle er das Ende eines Familienprozesses abwarten, den schon sein Vater begonnen. Eine lange Häuslichkeit möchte er mit Ruhe anfangen und nicht durch lange Abwesenheiten, Verbote und Untersuchungen gestört sehen. Auch auf Editha waren sein offenes, männliches Wesen, seine hervorragende Bildung und die Feinheit und Rücksicht, die er bei jeder Gelegenheit zeigte, nicht ohne Einfluß geblieben. Aber sie wollte ehrgeizigen Hoffnungen und Gedanken keine Macht über sich gewähren; was konnte sie, die Tochter einer vermögenslosen Professorswittwe, dem Erben einer wohlhabenden und angesehenen Familie Englands bieten? Indessen hatte Sir George den Hauch Freiheit erhalten, die seine Anwesenheit in England für dringend nöthig erklärten; am folgenden Tage sollte er abreisen, und heute hatte noch die ganze Gesellschaft auf seinen Wunsch eine Fahrt mit der Eisenbahn nach St. Goar gemacht. Von dort aus besuhr man gegen Abend den herrlichen Strom im weiten Nachen, obgleich die Stimmung nicht, wie sonst bei solchen Gelegenheiten, sich zu ungetrübter Heiterkeit emporzuschwingen vermochte. Wie oft man auch jenes Lied von der gefährlichen Zauberin der Rheinlüppen gehört haben mag, hier am Ort, gerade unter dem Lorelevelsen, versehlt es nie seine wunderbar magische Wirkung. Mit ihrer hellen Stimme hatte es Editha zu singen angefangen, leise waren andere Stimmen eingefallen, leise hatten die Ruderschläge der Schiffer den Gesang begleitet. Als Forrey ihr später beim Aussteigen die Hand reichte, führte er sie einige Schritte voraus.

„Editha,“ sagte er bewegt, „eine lange Trennung liegt vielleicht vor uns, aber kommen wird die Zeit, wo ich frei und unabhängig von störenden Verhältnissen nach Deutschland zurückkehren und dann bei Ihnen ein gütiges und williges Ohr für meine Wünsche zu finden hoffe. Bis dahin aber — wollen Sie meiner freundlich gedenken, mir glauben und vertrauen?“

„Heut und immer!“ hatte Editha leise geantwortet, — ein flüchtiger Händedruck — dann nahten die Andern. — Sie hatte ihn niemals wiedergesehen!

Tage des Unglücks waren inzwischen gefolgt, Krankheit und Tod der Mutter, die Trennung von ihren Schwestern, ihre Abreise nach Paris, die Anträge und Wünsche des Vormundes, George's Vernachlässigung und Vergessen: das hätte wohl eine muthigere und stärkere Seele niederbeugen können, als die Editha's war. Sie stand am Rande eines Abgrundes und nirgend eine hilfreiche rettende Hand! Nur der häßliche Vormund streckte ihr die seine entgegen, um sie in die Tiefe hinabzuziehen. In dieser Nacht blickt beruhrte ein dumpfer Ton ihr Ohr und ließ sie zusammenschrecken, als sei er bereits an ihrer Thür, um sie zu holen. Diesmal war es indessen nur die Klosteruhr, welche die zwölfte Stunde verkündigte. Editha stand auf und trat an ihr Fenster, das einen Blick weithin über die Stadt gewährte. Tiefe Dunkelheit herrschte überall, der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt, und nur unbestimmt zeigten sich ihren Augen die langen Seitenfaçaden des Invalidenhauses, während die Umrisse der gewaltigen Domkuppel deutlicher am dunkeln Nachthimmel hervortraten. Ein einziges Licht schimmerte durch die Nacht und schien das alleinige Lebenszeichen der gewaltigen Stadt. Editha kannte jedes Licht wohl, sie hatte es, eigenthümlich genug, wieder-

Digitized by Google

bolt zu dieser Stunde bemerkt, doch war das Fenster, aus dem es fiel, noch höher gelegen als das übrige und nicht nahe genug, um es am Tage wiedererkennen zu können. Doch mußte es in der Nähe der Place Vauban sein, dort wo die Avenue Tourville in den Invalidenboulevard mündet. Lange richtete Editha ihre Blicke nach jener fernen Höhe. Es schien ihr, als ginge ein sympathischer Strom von diesem Lichte aus, das jede Nacht mit dem übrigen leuchtete. Wer wohnte dort? Wie gerne hätt' wort wie ich die bangen Stunden? fragte sie sich. Vielleicht ist es eine Mutter am Krankenbette ihres Kindes, eine arme Arbeiterin, ein unglückliches Mädchen wie ich! — Dann löschte sie ihre Lampe aus, indem sie dem Lichtschein ihr gegenüber, der kleinen Flamme, der stillen Gefährtin ihrer Nächte einen Abschiedsgruß zuwinkte. Da verschwand auch dieß. Fast erstaunte Editha über dieses Zusammentreffen, und doch war nichts natürlicher, als das Erlöschen eines Lichtes zu so vorgerückter Stunde. Indem sie von dem geöffneten Fenster hinwegtreten wollte, fiel auf einmal ein blendender, durchdringender Lichtstrom aus jener Höhe in ihr Zimmer und erhellte es auf Augenblicke wie mit Mittagssonnenschein. Editha fühlte sich wie ins Herz getroffen von diesem grellen weißen Lichte und konnte kaum einen Ausruf des Schreckens zurückhalten. Noch ehe sie sich über die Erscheinung besinnen konnte, war diese verschwunden. Eilig schloß Editha das Fenster und warf sich halb angekleidet aufs Bett, wo sie den übrigen Theil der Nacht in einem Halbschlummer zubrachte, der mit den wunderlichsten Träumen wechselte. Manchmal glaubte sie das Licht auf der Höhe die Luft durchreißen, und sich auf ihren Fensterrand niedersetzen zu sehen, aber es flieg mit dem übrigen vereint langsam zum Himmel empor, wo beide als zwei Sterne am Firmamente stehen blieben.

Vierzehn Tage waren seitdem im gewöhnlichen Einerlei vergangen. Editha hatte allabendlich beim Eintritt in ihr Zimmer die Vorhänge sogleich geschlossen und nur versohlen nach dem Lichte gesehen, das wie immer in stiller Klarheit schimmerte, aber jene andere unbegreifliche Erscheinung hatte sich nie wiederholt. Im Klosterhofe wurden indessen die Arbeiten aufs Eifrigste betrieben. Das Brunnenbassin war bereits fertig, und die vertheilte Statue auf einem in der Mitte desselben befindlichen großen Taubheinkorkel aufgestellt, auf dessen mit Arabesken verzierten Seiten vier Quellen hervorsprudelten. Morgen am 15. August sollte die Enthüllung stattfinden, und die jüngeren Kostgängerinnen, sowie einige Laienschwestern waren eifrig im Garten beschäftigt, Laubgewinde anzufertigen, welche den Rand des Bassins und das Zuhaftell des Standbildes zieren sollten. Auch Editha hatte eben einen hübschen Kranz mit weißen Blüthen beendigt und lächelnd zugehört, wie der Almosener die Neugier einiger alten Nonnen aufs Aeußerste durch die Erwähnung außerordentlicher Dinge reizte, welche sie am folgenden Abend überraschen würden. Bitten, Schmeicheln und Fragen der alten Damen blieb indessen ohne Erfolg, er war nicht zu bewegen, ihnen die Geheimnisse des Festes zu verraten. Indem trat rasch eine Freundin und Gefährtin Editha's von der Akademie auf sie zu:

„Wissen Sie auch, Editha, daß der Professor Preterin von der Akademie in diesem Augenblicke im Sprechzimmer ist?"

„Nein, aus welcher Veranlassung?"

„Aus einer vortrefflichen! Er will die hochwürdigste Frau Aebtissin um die Erlaubniß bitten, uns beide am Mittwoch mit ihm und seiner Familie nach Versailles fahren zu lassen, wo wir die Bildergalerie sehen und in Trianon Baumstubien machen sollen. Es ist wirklich ein tröstender Gedanke, diesen alten Mauern, die mir fast den Gedanken an ein Gefängniß erwecken, einmal für einen ganzen Tag den Rücken zu kehren." — Die Freundin schwatzte in dieser Weise noch eine gute Weile fort. Editha ließ sie gewähren. Sie wußte das junge Mädchen, eine Engländerin, weil sie fast tausend Anknüpfungspunkte in der Unterhaltung mit ihr fand, die ihr alte liebe Erinnerungen zurückriefen, doch kannte das Mädchen George Forrey persönlich. Sie hatte ihn mehrere Male im Hause ihrer Eltern gesehen, wußte aber auch nichts Näheres über seinen ferneren Verbleib.

Die Stunde war am folgenden Morgen mit aller Feierlichkeit enthüllt worden und hatte blendend weiß in der Morgensonne geleuchtet; der Pater Almosenier hatte eine Einweihungsrede gehalten, aber es war glühend heiß gewesen auf dem schattenlosen Rasenplatz, und man freute sich, als der Abend hereinbrach und Kühlung und Abwechslung zu bringen versprach. Man war bereits bei der Abendsuppe, die auf Wunsch des Klostergeistlichen eine halbe Stunde später begonnen hatte, damit bei ihrem Ende die Dunkelheit bereits vollständig eingetreten sei. Und jetzt kam eine Laienschwester, um im Namen des Herrn Abbé die Frau Oberin und die Gesellschaft zu bitten, sich im südlichen Säulengange aufstellen zu wollen. Wer beschreibt aber das Staunen Aller, als man, dem angekommen, nichts von der verheißenen Illumination wahrnahm. Der Klosterhof war in tiefes Dunkel gehüllt. Halblautes Flüstern und unterdrücktes Lachen ließ sich unter den jugendlichen Mitgliedern der Gesellschaft vernehmen, während die ältern ein verdrießliches Stillschweigen beobachteten. Editha hatte sich stumm an eine Säule gelehnt. Jetzt aber bemerkte man gegenüber mehrere schattenhafte Gestalten und hörte deutlich die flüsternde Stimme des Abbé. Plötzlich erhoben sich erst leise, dann immer lauter und voller die Töne von: „O sanctissima etc." durch die lane Sommernacht, und unter diesen Klängen wurde es heller und heller im Hofe. Ein blendend weißer Lichtstrom fiel von der Seite auf das Standbild und umhüllte es wie mit flüssigem glänzendem Silber. — Im Garten, wie die Editha schon einmal in jener geheimnißvollen Nacht gesehen! Die Augen geblendet von dieser nächtlichen Sonne, war Editha einen Schritt vorwärts getreten und starrte während des Gesanges fast athemlos in die hellleuchtende Flamme. Jetzt erblickte sie selbst und schien erblöschen zu wollen, aber noch einmal wallte sie empor zu voller Klarheit, nur schien die Hand, die sie leitete, die Richtung verloren zu haben, denn statt des Standbildes war es jetzt Editha in ihrem langen weißen Kleide, die sie einpublikum schien, gerade wie in jener Nacht. Ein Blick nach der Richtung, aus der das Licht kam — sie hatte George Forrey erkannt und fiel lautlos und ohnmächtig nieder, wohlthätig verborgen von der tiefen Dunkelheit, die jetzt wieder Alles umgab. Nur Wenige hatten ihren Unfall bemerkt, unter ihnen die Freundin, die jetzt neben ihr kniend um sie beschäftigt war. Editha erholte sich schnell und ging langsam am Arm ihrer Freundin unter dem Säulengange dahin, während im Hofe die bengalischen Flammen, die Fackeln und das Transparent: Ora pro nobis, zu Füßen des Standbildes angezündet wurden. Die Aebtissin dankte dem Almosenier für die anmuthige Ueberraschung, er aber erwiederte bescheiden: „Nicht mir, hochwürdigste Frau, gebührt der Dank, denn ich bin sehr unerfahren in der Naturwissenschaft, der wir die Erfindung des elektrischen Lichtes verdanken; mein Freund, Sir George Forrey, ist es, den ich mit Ew. Hochwürden Erlaubniß zu diesem Abend hier einführte, der durch seine Geschicklichkeit jene magische Wirkung hervorbrachte." Dann hatte er sich in Gesellschaft Sir George Forrey's den jungen Mädchen genähert, der sie beide im Tone leichter Konversation in französischer Sprache begrüßte und von früher vergangenen Tagen plauderte. Einen kurzen Augenblick beim Abschied hatte er indessen gefunden, um Editha in deutscher Sprache, die hier Niemand verstand, zuzuflüstern: „Ein einziges Wort in Ihrer Muttersprache, Editha, sagen Sie mir, erfüllten Sie meine Bitte von jenem Abschiedsabend, habe Sie meiner gedacht und mir vertraut?" Und nur für Forrey's Ohr vernehmlich hatte Editha das oft so inhaltschwere deutsche Ja! ausgesprochen. „Auf morgen denn in Versailles!" dies war Forrey's letztes Wort am Abend der Feier gewesen. Mit diesem Wort war Editha eingeschlafen und früh erwacht, von diesem Worte hatte sie die ganze Nacht geträumt.

Die Bildergalerien des Riesenschlosses von Versailles waren flüchtig durchseilt; man hatte die Werke von Paul Delaroix, Horace Vernet, Van der Meulen und Ary Schaffer, welche theils die französischen Monarchen und ihre Familien, theils die Kriegsgeschichte Frankreichs verherrlichen und verewigen, bewundert, und war dann von dem ungeheuren Perronsaal des Schlosses, in welchem die Apotheose Ludwigs XIV. an die Decke gemalt ist, auf die Schloßterrasse getreten, um von dort aus die Wanderung durch den Park nach Trianon zu beginnen.

Ueber die kleine Brücke, die dort über die Fesseln mit den Wasserfällen führt, kam, ein Stizzenbuch unter dem Arm, George Forrey auf sie zu.

Editha saß dicht neben der Bank, welche noch heute als der Lieblingsplatz Marie Antoinettens bezeichnet wird, und hatte ihre Stizze begonnen. Forrey ergriff, indem er sie nach der Sitte seines Landes begrüßte, ihre Hand, und sie fühlte denselben nie vergessenen Druck, wie damals beim Abschiede in Rolandseck.

„Editha," sagte er, „die Minuten unseres ungestörten Beisammenseins müssen gezählt sein, lassen Sie mich Ihnen mit wenigen Worten erklären, wad Ihnen in meinem Benehmen unbegreiflich erschienen sein mag. Nachdem meine Angelegenheiten in England endlich geordnet waren, was mehr Zeit erforderte, als ich Anfangs glaubte, eilte ich nach Deutschland zurück. Meine Gefühle vermag ich Ihnen nicht zu schildern, als ich das kleine Haus am Rhein leer und öde fand. Daß die Kinder auf Nonnenwerth seien, erfuhr ich durch Zufall, Ihren Aufenthalt aber konnte mir Niemand angeben, und Ihr Vormund, mit dem ich eine ernste Unterredung hatte, verweigerte mir geradezu jede Auskunft über Sie. Von Ihren Schwestern hörte ich endlich, daß Sie in Paris seien. Vor drei Wochen kam ich hier an, wo ich zunächst — da ich Gründe hatte, mit Vorsicht zu Werke zu gehen, weil der Argwohn des Vormundes geweckt war, die Bekanntschaft des Abbé machte. Ihn suchte ich mit zu befreunden, von ihm erfuhr ich, ohne fein Mißtrauen zu erregen, alles

Digitized by Google

Nähere über Ihren Aufenthalt, auch des Vermundes Neigung zu Ihnen. Durch ihn und durch ein Fernrohr, das mir ein Freund vom Observatorium lieh, gelang es mir auch, Ihr kleines Fenster im Kloster zu entdecken. Verzeihen Sie, Editha, wenn ich Sie in jener Nacht durch das elektrische Licht erschreckte. Ich wollte Sie zu strahlender Glorie vor mir sehen. Von heute an, hoffe ich, hört alles Geheimnisvolle zwischen uns auf. Sie wissen es, Editha, seit dem Morgen, wo wir uns zum ersten Male sahen, liebe ich Sie. Sie haben mir bis hierher vertraut, wollen Sie mir auch ferner — wollen Sie mir Ihr ganzes Leben anvertrauen?"

Er hatte ihre Hand ergriffen und schaute mit lechzendem Blick zu ihr auf, zu ihr, die bis jetzt kein Wort gesagt, aus deren Augen nur brennend heiße Thränen auf seine Hand fielen.

„Wie gern möchte ich Ihnen sagen, mein einziger Freund, aber wie wäre dies möglich! Mein Vormund . . . er wird es nie zugeben . . . meine kleinen Schwestern . . . .

„Editha, lassen Sie uns diese glückliche Stunde nicht durch die Erwähnung jenes Mannes trüben! Ich weiß Alles, was Sie mir sagen könnten. In kürzester Frist werden Ihre Verpflichtungen gegen ihn gelöst sein. Seine Einwilligung zu unserer Verbindung wird er freilich niemals geben, dies hat er mir auf das Entschiedenste in Köln bei unserer Unterredung erklärt; aber in fünf Jahren wären Sie ja frei, fügte er damals voll abweisenden Hohnes hinzu. Und ich sage Ihnen, meine theure Editha, nun ich Ihrer Liebe und Zuneigung gewiß bin: nicht fünf Tage will ich warten!"

„Aber heut ist Mittwoch und Mörlip hat mir geschrieben, er käme am Montag, mich persönlich abzuholen."

„Und am Sonntag werden wir verheirathet sein; rechtskräftig verheirathet nach dem englischen Gesetz."

Stumm, erröthend, ängstlich und zweifelnd hatte sie zu ihm aufgeschaut. Forrey lächelte, ergriff ihre Hand und strich ihr leise das blonde Haar von der glühenden Stirn. „Beruhigen Sie sich, die Sache ist einfacher, als Sie denken. Im freien England braucht man weder Taufschein noch Aufgebot, am Allerwenigsten aber die Einwilligung eines Vormundes. Bei gewöhnlichen Verhältnissen genügt ein dreimöchentlicher Aufenthalt im Kirchspiel; in unserem Falle, also für eine sofortige Trauung, ist ein Diöpens von der Regierung nothwendig, der für eine festimmte Summe zu erwerben ist. Mit diesem versehen, traut uns jeder Geistliche im Augenblick, wo wir den Boden Großbritanniens betreten."

„Aber wie sollen wir nach England kommen?"

„Auf dem kürzesten Wege. In sieben bis acht Stunden sind wir in Dover."

„Und wie von hier fort, wird die Aebtissin einwilligen?"

„Nie! Sie kann es nicht, selbst wenn sie wollte, denn Sie sind ihr von Mörlip übergeben. Wir müssen fliehen!"

„Fliehen! Das ist nicht möglich, ich gehe niemals allein aus und des Abends ist das Kloster fest geschlossen."

„Aber wir müssen fliehen, wir müssen," sagte dringend Forrey, „einmal zurück in der Gewalt Ihres Vormundes, ist uns der Weg zur Freiheit doppelt erschwert, wo nicht unmöglich gemacht. Sinnen Sie nach, liebste Editha, es muß einen Ausweg geben."

„Ich habe im Garten eine kleine Thür bemerkt," begann endlich das junge Mädchen zögernd, „welche nach der kleinen Straße de Jouy führt, dicht an der Ecke der Straße Varemes. Durch diese pflegen ihn und wieder die Gärtner aus und ein zu gehen, sie ist aber fest verschlossen und der Schlüssel hängt über dem Schreibtisch der Aebtissin."

„Bedenken Sie, es handelt sich um unsere Zukunft, es handelt sich um mein und Ihr Glück; darum Muth, Editha, Muth! Suchen Sie diesen Schlüssel an sich zu bringen, denn vermuthlich öffnet er uns den allein möglichen Weg. Gern möchte ich gleich auf der Stelle hier fort und Sie in Sicherheit bringen, aber mir fehlt der Diöpens. Wenn ich heut noch nach London abreise, so kann er in 24 Stunden in meinen Händen und ich am Freitag Abend wieder in Paris sein. Achten Sie dann auf mein Fenster, wenn Sie den Lichtstrahl sehen, ist Alles in Ordnung, und ich erwarte Sie um halb elf Uhr am Sonnabend Abend an der kleinen Pforte der Straße Jouy, denn um elf Uhr bereits geht der Zug ab, mit dem wir fort müssen, um mit dem Nachtboot Dover zu erreichen. Wenn auch Sie auf kein Hinderniß gestoßen sind, Editha, so haben Sie zum Zeichen für mich dreimal Ihr Licht in die Höhe, und dann heiße uns Gott weiter. Nun aber leben Sie wohl, für Alles, was ich zu thun habe, bleibt mir nur noch eine kurze Spanne Zeit. Hoffentlich ist dies unsere letzte Trennung!" Er drückte einen Kuß auf ihre bebenden Lippen und schlug eiligst die Richtung nach dem Schlosse ein. In halber Betäubung sah ihm Editha nach, mit der Hand ihre Stirn berührend, um sich zu überzeugen, daß sie nicht träume.

In Ueberhaster Aufregung verbrachte sie die Zeit bis zu Forreys vermuthlicher Rückkehr. Aber oft genug wurde ihre Glückseligkeit über die unverhoffte Wendung, die ihr Geschick zu nehmen schien, durch den Gedanken an die verabredete Flucht getrübt. Eine Flucht aus dem Kloster! Dies war etwas so Unerhörtes, scheinbar Unmögliches, daß Editha ihre Knie wanken fühlte, wenn sie nur daran dachte. Die halb hinter Fliedergebüschen verborgene Thür hatte sie sich wiederholt angesehen, und sich ebenso oft von dem Dasein des Schlüssels über dem Schreibtisch der Aebtissin überzeugt. Aber sie fühlte eine tiefe Beschämung, bei dem Gedanken, die würdige Oberin, die ihr nur Güte und Theilnahme bezeugt, zu hintergehen, und war manchmal geneigt, ihr Alles zu sagen, und sie zu bitten, ihr zur Flucht behülflich zu sein. Dann aber sah sie wieder Forreys bittenden Blick im Park zu Trianon, als er sagte: Wir müssen fliehen, Editha, und die Aebtissin kann uns nicht helfen ohne ihre Würde und ihre Pflicht zu verletzen. Und ihre Liebe zu ihm siegte über alle Zweifel. Sie hatte am Freitag Abend an Forreys Fenster das gläuzende Licht bemerkt, ihm das verabredete Zeichen, das sie kommen würde, gegeben, das Nöthigste zur Flucht in eine leichte Reisetasche verborgen und sich dann zum letzten Male im Kloster zur Ruhe gelegt. Die Stunden vergingen am Sonnabend in tödtlicher Langsamkeit. Editha schrieb einen Brief an die Aebtissin, einen zweiten an ihren Vormund, und legte beide in ihren Schreibtisch. Zögernden Schrittes nahte sie sich dem Fenster. Ein Morgenstrauch, ein Geschenk ihrer Freundin, stand dort in voller Blüthe. Mit zitternden Händen schnitt Editha die kleinen Zweige ab und ordnete sie zum Kranze. Noch fehlte ihr aber die Hauptsache: der Schlüssel. Seiner konnte sie sich nur bemächtigen im Augenblick, wo die Aebtissin sich mit den Nonnen zum Abendgebet in der Kapelle befand. Eben war die Abendglocke beendigt, und Editha sah bleich und zitternd am Tische, als ihr ein unverhofftet Zufall zu Hülfe kam.

„Wer ist so gütig, mir die römische Bibelmappe aus meinem Zimmer zu holen," fragte die Aebtissin. Mehrere der jungen Pensionärinnen hatten sich erhoben, aber Editha war bereits neben dem Stuhle der Oberin, sich nähere Auskunft zu erbitten, wo sie die Mappe in ihrer Wohnung finde. Schnell verließ sie den Speisesaal, eilte nach dem Zimmer der Aebtissin, nahm den Gartenschlüssel, flog zur Pforte und öffnete sie. Sie lehnte die Thüre dann nur an, brachte den Schlüssel wieder an seinen Platz zurück, und trug die Bildermappe zur Aebtissin.

„Warum sind Sie so gelaufen mein Kind," sagte diese. „Sie sehen bleich aus, Sie müssen sich schonen!"

Endlich war es zehn Uhr geworden. In lautloser Spannung und hochklopfenden Herzen hatte Editha in ihrem dunklen Zimmer die Thür ein wenig geöffnet, und die Ordensdamen nach der Kapelle gehen hören. Eben waren sie zurückgekehrt, als Editha hatten sich geschlossen und eine tiefe Stille herrschte im ganzen Kloster. Aus Forreys Fenster strahlte helles Licht. Das erlosch, es wurde, er würde sie von nun an bei der Gartenthür erwarten. Leise machte sie sich zum Fortgehen bereit, nahm ihre Reisetasche, band einen weiten dunkeln Mantel darüber, umhüllte den Kopf mit einem großen schweren Schleier und trat vorsichtig auf den Korridor an dessen Ende die Treppe lag, die nach dem Garten führte. Kaum war sie einige Schritte gegangen, als sie deutlich sprechen hörte, ihr Athem stockte — aber es war nur eine Nonne, die in ihrer Zelle sich laut eine Litanei vorlas. Eilig schlüpfte sie vorüber, jetzt war sie die Treppe herunter, jetzt in dem Garten — offen war die Pforte, sie lag in den Armen Forreys! Mit einem kräftigen Stoß warf dieser die Thüre ins Schloß, daß Editha in den bereitstehenden Wagen, und fort ging es in elendem Lauf nach dem Nordbahnhofe. Erst als die Lokomotive sich in Bewegung setzte, fand Editha einen Augenblick freien Athemholens und eine Antwort auf Forreys theilnehmende, zärtliche freundliche Fragen. Um drei Uhr waren sie Hülchtigen in Calais, wo das Nachtdampfboot bereit lag. Editha, in Tücher und Mantel gehüllt, saß nun dem Verdeck und betrachtete mit stillem Entzücken die dunkle Meeresfläche, die nur leise bewegt, sie nun bald an eine ferne Küste in ein unbekanntes Land bringen sollte. Forrey stand daneben, ihre Hand in der seinen haltend. Das Schiff schien eine ruhige und schnelle Fahrt zu machen. Eben zeigten sich die ersten grauen Farbentöne des hereinbrechenden Morgens.

„Siehst Du dort, Editha, jene weißen Punkte? Es sind die Kreidefelsen von Dover. Bei Sonnenaufgang werden wir dort sein, im Lande der Freiheit, wo und nichts mehr trennt. Mein Freund Lord Asleigh, ohne dessen Hilfe ich so schnell nicht fertig geworden wäre, ist bereits gestern in Dover mit dem Diöpens bei einem Priester eingetroffen. In der Kapelle zur heiligen Anna dicht am Custthrande, erwartet uns dieser um sechs Uhr bei der Frühmesse zur Trauung. Dies hat mir mein Freund gestern telegraphisch mitgetheilt. Er und ein ihm bekannter Offizier werden Zeugen sein."

Hell läuteten am Sonntag Morgen die Glocken im Kloster zum heiligen Herzen. Da

Digitized by Google

ein gemeinsames Frühstück nicht stattfindet, so war Editha noch nicht vermißt worden. Eben trat der Almosenier in das Sprachzimmer der Aebtissin, um nachher den Sonntagsgottesdienst zu beginnen, als eine telegraphische Depesche gebracht wurde:

Dover, 21. August 1867, 8 Uhr Mrgs.

„An Ihro Hochwürden die Frau Aebtissin der Damen von Sacré-Coeur. Seit einer Stunde durch den Segen des Priesters ehelich verbunden, grüßen die Frau Aebtissin herzlich:

George Forrey, Esq.
Editha Forrey, geb. v. Römanshausen.

Näheres sagt der Brief im Klosterzimmer Nr. 37."

Die Aebtissin fühlte den Boden unter ihren Füßen wanken, die Depesche entfiel ihren zitternden Händen. Der Abbé hatte sie aufgenommen und gelesen.

„Und nun ... Frau Aebtissin?!"

„Der Vormund, das Aufsehen, der Skandal!" wimmerte sie, „eine nächtliche Flucht, zu der ihnen übersirdische Mächte verholfen haben müssen!"

„Dem Vormund Alles zu erklären, übernehme ich, und dafür zu sorgen, daß kein Aufsehen entsteht, dürfte Ihre Angelegenheit sein, Frau Oberin. Deuten Sie an, es wäre Alles mit Ihrer Bewilligung geschehen."

„Mit meiner Bewilligung!" sagte die Aebtissin. „Dies wäre der einzige Ausweg!"

Madame Elisabeth.

Es gibt Menschen, denen die Vorsehung ein besonders hartes Schicksal schon in die Wiege gelegt zu haben scheint, denen Alles mißlingt, was sie angreifen, und denen bei einer wirklichen Herzensgüte und Tugend die grausame Unguust des Geschickes jeden inneren Frieden und alle irdische Freuden versagt zu haben scheint. Namentlich die Geschichte der französischen Revolution weist eine Anzahl solcher Menschen und besonders solcher Frauen auf, worunter die in diesen Blättern bereits von uns geschilderte Prinzessin von Lamballe und Madame Elisabeth, die unglückliche Enkelin des fünfzehnten Ludwigs, die sanfte, milde, anmuthige Schwester Ludwigs XVI., hervorzuheben sind.

Madame Elisabeth.

Dem Dauphin (Sohn Ludwigs XV.) gebar seine zweite Gemahlin Marie Josefine von Sachsen am 3. Mai 1764 eine Prinzessin, welche in der Taufe die Namen Elisabeth (Philippine Marie Helene) erhielt. Noch ehe das Kind sein drittes Jahr erreicht hatte, verlor es seine Eltern und wurde der Gräfin von Marsan, der Hofmeisterin der königlichen Kinder, zur Pflege anvertraut. Diese würdige Frau, welcher die Prinzessin zeitlebens die aufrichtigste Dankbarkeit und ehrerbietigste Zärtlichkeit zollte, und der Abbé de Montegat theilten sich in den Unterricht der Prinzessin, welche von Natur aus lebhaft und sanguinisch war, ungemein leicht faßte und häufig sogar sich eigensinnig und hochfahrend zeigte. Allein der liebevollen und frommen Erziehung und dem musterhaften Beispiele ihres Lehrers gelang es, alle diese Ausschreitungen zu beseitigen und den Charakter der Prinzessin so zu veredeln, daß sie mit allen edlen und schönen Eigenschaften ausgestattet, von ihren früheren Neigungen und Anlagen nur noch die lebhafteste Empfänglichkeit für gute Eindrücke, die geduldigste Ergebung in alle Enttäuschungen und vereitelte Hoffnungen und

Digitized by Google

einen festen Muth des Duldens beheilt, der unter den furchtbaren Schicksalsschlägen ihres späteren Lebens oft genug auf die Probe gestellt und durch Dulden geübt ward. Trotz aller Verführungen der Schmeichelei und aller Gefahren, womit eine sittlich verdorbene Gesellschaft sie umgab, blieb die Prinzessin unberührt von dieser Korruption und schlicht und einfach; sie durchschaute die Hohlheit und Leere aller jener Genüsse, denen Andere nachjagten, und wählte ihren Umgang nur aus den edelsten und sittenstrengsten Frauen, aus den würdigsten und charaktervollsten Männern. Anspruchslos und einfach und gerad, widmete sie ihre Zeit und Bestrebungen und ihre Einkünfte nur Werken der Wohlthätigkeit und Menschenfreundlichkeit, und wirkte als Engel der Milde und des Friedens, wo irgend Leid und Noth zu lindern oder begangenes Unrecht wieder gut zu machen war. Einige kleine Züge werden am Besten ihren edlen, engelgleichen Sinn illustriren. Als Ludwig XVI. sich die Blattern impfen ließ und auf seinen Wunsch seine Schwester Elisabeth dieses Vorbeugungsmittel ebenfalls versuchte, ließ sie gleichzeitig mit sich noch 60 arme junge Mädchen impfen, welchen ganz dieselbe Sorgfalt geschenkt werden mußte, wie ihr selbst. Ein anderes Mal wollte sie ein junges Frauenzimmer, das sie liebte, ausstteuern, um der unvermöglichen Freundin zu einer Heirath zu verhelfen, und bewarb sich beim Könige um die Erlaubniß, das Geschenk von 25,000 Livres, welches sie alljährlich zu Weihnachten deshalb der Aufschaffung von Diamanten von ihrem Bruder erbeten, auf jenes Fräulein zu diesem guten Werk verwenden zu dürfen.

Alle Parteien waren darin einig, daß die Prinzessin nach ihrem Aeußern und Innern ein Engel sei. Noch ehe sie ihr fünfzehntes Jahr erreicht hatte, ward sie in aller Stille mit Kaiser Joseph II. verlobt und diese schienen mit dieser Wahl ganz zufrieden zu sein, als später verschiedene politische Einflüsse und Kombinationen, namentlich aber die Winkelzüge des eigennützigen Fürsten von Kaunitz diese Verbindung hinderten. Auch bei heabsichtigte Heirath zwischen dem Herzog von Aosta, dem Thronerben von Savoyen und Piemont, und der Prinzessin Elisabeth, welche seit der Thronbesteigung ihres Bruders den Titel Madame führte, kam nicht zu Stande, und Niemand empfand die Vereitelung dieser Hoffnungen empfindlicher, als der König, ihr Bruder, welcher den innigen Werth der Prinzessin gebührend zu schätzen wußte.

Lieber als am Hofe verweilte Elisabeth auf ihrem Schlößchen zu Montreuil bei Paris, welches der König für sie gekauft hatte. Hier theilte sie, umgeben von einem kleinen, gewählten Kreis, ihre Zeit in Werke der Wohlthätigkeit ein, in liebevolle wachung des Pensionats für Offizierstöchter und Waisen in St. Cyr und in Studien, wie sie denn namentlich unter der Anleitung ihres Leibarzts Lemonnier Botanik trieb. In dem furchtbar strengen Winter von 1788—89, dessen Schauer und Schrecken die Revolution gleichsam einleiteten, verdankten Hunderte von Familien nur den unsichtigen und aufopfernden Unterstützungen der Prinzessin die Rettung vom Tod durch Hunger und Kälte. Als sie die schreckliche Finanznoth in Folge der schlechten Wirthschaft und nationalen Verarmung erfuhr, und die äußere Nothwendigkeit zu Einschränkungen, nahm sie den Oberstallmeister in Pflicht, daß ihre eigenen Pferde in aller Stille abgeschafft werden sollten, um das Budget zu erleichtern, obwohl Spazierfahrten ihre liebste Erholung waren.

Der Ausbruch der Revolution lenkte die Aufmerksamkeit der Prinzessin zunächst auf die sorgfältigste Beobachtung aller Ereignisse, und sie sah von Anbeginn die große Tragweite der Bewegung voraus, und suchte den weichmüthigen schwankenden König vergebens zu energischen Schritten zu bewegen, um dem reißenden Strome der Revolution einen festen Damm entgegen zu werfen. Obschon sie ihn hierzu nicht bewegen konnte, schloß sie sich doch innig an den König an und erfüllte bestimmt, daß sie ihn nicht verlassen werde, als er sie mit seinen Damen von dem Schauplatz der Empörung entfernen wollte. Sie war fest entschlossen, alle Gefahren mit ihrem Bruder und dessen Familie zu theilen, und wenigstens deren Stütze im Unglück zu sein, wenn sie nicht deren guter Engel im Rath sein durfte, für welchen sie von den Besten der Nation angesehen wurde. Elisabeth nahm an allen geheimen Berathungen der königlichen Familie Theil, und ihr Rath ward auch häufig genug als der erkannt und befolgt. Sie hatte an der Berathung über die Flucht nach Montmedy ebenfalls Theil genommen, dann dieselbe im letzten Moment vor der Ausführung widerrathen, sich aber der königlichen Familie angeschlossen, als ihre Vorstellungen den König nicht von seinem Vorhaben abbringen konnten. So ward sie mit der königlichen Familie in Varennes verhaftet und theilte deren Schicksal fortan mit einem Muth des Duldens, einer Ergebung, christlichen Ergebung, an welcher die Anderen sich aufrichten konnten. Am 10. August 1792 fuhr sie mit dem König und der königlichen Familie in die Nationalversammlung, wo sie in der Zuschauerloge der Absetzung ihres Bruders aussprechen hören mußte. Drei Tage später ward auch sie nach dem Tempel abgeführt, wo sie, der eigenen Entbehrungen und Unbilden nicht achtend, nur diejenigen des Königs und der Königin zu mildern und den königlichen Kindern mit der rührendsten Sorgfalt und Liebe eine zweite Mutter zu sein versuchte. Allein ihr Anblick rührte die entmenschten Wüthteriche nicht, welche damals Frankreich beherrschten, und diesen edlen reinen Wesen ward das Unerträgliche auferlegt, am 20. Januar 1793 ihren Bruder, am 2. August 1793 ihre Schwägerin Marie Antoinette aus ihren Armen losgerissen und auf's Blutgerüste geführt zu sehen, nachdem man ihr schon im Juli den Dauphin, ihren Neffen, hinweggenommen hatte. Nachdem sie von da an sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß auch sie dem Schaffot nicht entrinnen werde, und sich bemüht hatte, in die Seele ihrer Nichte, der Dauphine, die man ihr gelassen, die Keime christlicher Ergebung und Frömmigkeit zu legen, ward sie auf Anstiften Robespierre's, welcher schon den Boden unter sich wanken fühlte, am 9. Mai 1794 durch Fouquier-Tinville vor das Revolutionstribunal gezogen und unter der niederträchtigen Anschuldigung des Diebstahls der Krondiamanten und der Theilnahme an den Verschwörungen des Hofes zum Tode verurtheilt und am folgenden Tage hingerichtet, wobei die Schenkäler von Gewaltshabern noch die feige raffinirte Grausamkeit hatten, die Prinzessin zu zwingen, daß sie erst einige andere Frauen guillotiniren sehen mußte, bevor sie selber an die Reihe kam.

Ein modernes Duell.

Novellette
von
Carl v. Prenzlau.

Der 70jährige greise General v. W.... hatte ein bildhübsches, kaum 17jähriges Mädchen aus einer hochadligen, aber verarmten Familie geheirathet. Wohl hatten seine Freunde, die alten griesgrämlichen Hagestolze Oberst v. B. und General-Adjutant v. N., bedenklich die grauen Köpfe geschüttelt, aber — was half's? Der „alte Schwerenöther" war seit länger als 50 Jahren seinen eigenen Weg gegangen und andere, als dieselben Vorschriften durfte ihm keiner machen. „Was wollt Ihr denn?" hatte er ganz trocken gesagt, „ein alter Mann wie ich muß sich verjüngen, und das ist das einzige Mittel dazu."

Und in der That schien der Erfolg zu beweisen, daß der greise Herr eben so richtig auf dem Meere des Lebens, wie auf dem Felde der Ehre zu operiren verstand. Seine bereits ein wenig gebeugte Haltung schien straffer zu werden, das Auge blitzte wieder im alten Jugendfeuer. Gang und Bewegung wurden elastischer und die sonst ein wenig heisere Stimme schmetterte die Kommando's wieder so kräftig und vollsonend in die Lüfte, wie im vollsten Glanze der längst entschwundenen Jugendzeit.

Niemand aber verstand es besser, die Falten von der Stirn des alten Kriegsmannes zu scheuchen, als das muntere, reizende Mädchen, das wie der Engel einer besseren Welt in seiner Häuslichkeit waltete. Wenn er im heißen Sommer ermüdet und erhitzt von dem anstrengenden Brigade-Exerzieren auf dem Tempelhofer Felde heimkehrte und nun vor dem Hause auf dem schweißbedeckten Rappen hielt, dann war er zuerst einen Blick nach dem Balkon hinauf, hinter dessen üppigen Blumen- und Blattranken das schlanke blonde Mädchen, ihm freundlich zunickend, wie eine liebliche Blumenfee waltete, und wenn er dann in voller Uniform, gestiefelt und gesporrt durch die weitläufigen Zimmerballen stampfte, um sich abzukühlen, dann hing sie sich mit der Zutraulichkeit eines Kindes an seinen Arm, fragte nach dem Verlauf des Exerzierens, hielt sich die freiheiteren Manöver erklären und schrzte, plauderte und lachte in so anmuthiger Weise, daß der glückliche Gatte im Uebermaß des Entzückens kein Auge von diesem freundlichen Genius seines Lebens, wie er sie stets zu nennen pflegte, abzuwenden vermochte.

Eines Mittags kehrte er in frohrer Laune aus sonst von der Parade heim. „Nichte Dick ein, liebes Röschen, rebete er die ihm freudig entgegenspringende junge Frau an. „Am nächsten Sonnabend ist Ball beim Kriegsminister. Wir sind natürlich auch eingeladen!"

„Ach! ein Ball bei Kriegsministers? welches Glück, Schatz!" rief die junge Frau mit glühenden Wangen, „wie freue ich mich darauf! O, ein solcher Ball ist aber alle Beschreibung schön. Aber den neuen Brillantschmuck, vielgeliebter Medicus! den kaufst Du mir doch nun endlich? Siehst Du, einiges Mämchen? ich kann doch gegen die Frauen von Minopki und Ermbach nicht abstehen! Ihre Männer sind nur Stabsoffiziere und Du bist General und wirst nächstens eine Division bekommen."

„Sei außer Sorge, theures Weibchen! den Brillantschmuck hab' ich mitgebracht!" rief der General und zog ein elegantes Etui hervor, aus welchem er das funkelnde Geschmeide nahm und es dann der Gattin darreichte, die darob vor Freude außer sich gerieth. „Adelbert!" rief sie, ihn zärtlich umarmend, „Du bist der Beste aller Männer! nimm meinen innigen Dank für Deine Güte!"

Die Salons des Kriegsministers strahlten im tagesbellen Glanze. Eine bunte Welt von Uniformen, kostbaren Toiletten und Brillanten wogte durch die glänzenden Räume. Ein geübtes Militärmusikchor spielte die heitersten und beliebtesten Melodieen der Neuzeit und lustig brechten sich die Paare im Tanz. Der alte General saß in einem Nebenzimmer am Spieltisch, von wo aus er einen Theil des Tanzsaales übersehen konnte. Eine Partie Whist gehörte zu seinen liebsten Zerstreuungen. Heute jedoch war er nicht wie sonst mit ganzer Seele beim Spiel. Sein Auge flog häufig über die Karten hinweg in das Gewirr der sich im Tanze belustigenden jungen Welt und blitzte zuweilen im Gefühle innerer Behaglichkeit auf, wenn er sein holdes Weibchen im Arme eines schmucken Jun-

fanterielieutenants flink und zierlich, wie eine Gazelle, vorüberschwebten sah.

„Wie süß, lieber W. . . ?“ nahm der Generallieutenant v. Zottberg, einer der Mitspielenden das Wort, „Ihre Frau wird zum Entzücken schön tanzen!“

„Das will ich meinen!“ schmunzelte der glückliche Besitzer der schönen Tänzerin und spitzte seinen Trumpf aus.

„Denn der Lieutenant v. Rosenberg tanzt bereits den ganzen Abend mit ihr, und dieser junge Herr ist, wie man sagt, sehr wählerisch,“ fuhr Zottberg fort, „übrigens ein durchaus tüchtiger Offizier!“

„Rosenberg ist der flottste Tänzer, den ich kenne,“ bemerkte ein anderer der die Partie mitspielenden Herren.

„Er soll sameß Glück bei den Frauen machen,“ sagte der Obristlieutenant von Niemsdorf, die Karten mischend, hinzu.

„Kein Wunder!“ bemerkte Zottberg, seine Karte ausspielend, „dieser Kerl ist ja von einer wahrhaft unerlaubten Schönheit und geht den Weibern so ganz entgegen, wie ein Kätzchen einem schlafenden Kanarienvogel.“

Der kahle Einfall wurde gebührend belacht, aber der alte General v. W. . . . lachte nicht mit. Sein Gesicht verzog sich zu einer fürchterlichen Grimmasse und hastig trocknete er sich mit dem Taschentuche den Schweiß von der Stirn. Er verspielte die Partie und erbot sich, Mädigkeit vorschützend. In den Tanzsaal tretend, sah er, wie die Paare sich zum Contretanze rangirten. Der Lieutenant v. Rosenberg stand bereits einem vis-à-vis gegenüber und unterhielt sich auf das Vortrefflichste mit der jungen Frau des Generals. Dieser gewahrte, wie Röschen ihrem Tänzer mit der größten Freundlichkeit in das schöne, sieggewisse Antlitz sah, wie sie mit einer Art Selbstvergessenheit seinen beredten Worten lauschte und — war es Wirklichkeit oder Täuschung — der alte General glaubte zu bemerken, wie beide zuweilen verstohlene Händedrücke wechselten.

Sein Blut gerieth in Wallung, aber er hielt an sich, bis der Tanz zu Ende war und der Lieutenant sich mit einer kavalliermäßigen Verbeugung von seiner schönen Tänzerin verabschiedete. Dann aber trat er mit einer raschen Bewegung auf Rosenberg zu.

„Herr Lieutenant,“ sagte er barsch, „die Courschneiderei gegen meine Frau verbitte ich mir. Verstehen Sie? Lernen Sie erst exerzieren und wenn Sie einmal die Kunst inne haben, eine Kompagnie in Ordnung zu halten, so wird Niemand etwas dagegen einzuwenden haben, wenn Sie mit jungen Damen schäumgleln! Selbstverständlich dürfen es keine Frauen sein. Denn ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, daß es unritterlich und eines Soldaten unwürdig ist, eine verheirathete Frau vom Pfade der Pflicht abzuleiten!“

Der General hatte in gedämpftem Tone gesprochen; dennoch hatten einige in der Nähe befindliche Herren diese harte Zurechtweisung mit angehört. Die mit dem Ausdruck der Ironie und des Spottes dem jungen Lieutenant zugewandten Gesichter ließen den letzteren keinen Augenblick im Zweifel, daß die Kunde von diesem unangenehmen Auftritt in kürzester Frist die weiteste Verbreitung finden werde. Die Röthe innerer Empörung war ihm in's Gesicht geschossen und nur mit der größten Anstrengung vermochte er dem Sturme seines Innern zu gebieten.

„Herr General!“ rief er endlich, erst stotternd, allmählig aber größere Festigkeit gewinnend, „ich begreife nicht, wie Sie als Mann von Erfahrung und Bildung mir eine solche Schmährede in's Gesicht schleudern können. Daß die Tugend Ihrer Frau Gemahlin über jeden Zweifel erhaben ist, bedarf keiner Erwähnung. Was meine Wenigkeit betrifft, so würde ich Ihre Zurechtweisung ruhig hinnehmen, wenn wir uns auf dem Exerzierplatze befänden und ich dieselbe als dienstlich betrachten dürfte. Da dem jedoch nicht so ist, muß ich Sie schon bitten, mir Ort und Zeit zu bestimmen, wo und wann wir die Sache in etwas kürzerer Weise besprechen können. Die Wahl der Waffen —“

„Unsinn!“ unterbrach ihn der General heftig. „Sie sind ein Narr! glauben Sie, ich alter General würde mich mit einem Subaltern-Offizier schlagen, der kaum aus dem Kadettenhause gesprungen ist?“

„Herr General!“ rief der Lieutenant bleich und am ganzen Leibe zitternd vor Wuth.

Aber dieser brehte dem jungen Manne den Rücken zu und verließ hohnlachend den Tanzsaal. Sich nach der Auffahrt begebend, befahl er seinem Kutscher vorzufahren und benachrichtigte dann seine Frau, die ihm willig folgte, daß es an der Zeit sei, aufzubrechen.

—

Am Vormittag des folgenden Tages stand der Lieutenant von Rosenberg in seiner besten Uniform im Vorzimmer des Generals von W. . . . Er war fest entschlossen, unter allen Umständen eine Erklärung herbeizuführen, und falls der General ihm die Genugthuung verweigern sollte, selbst das äußerste Mittel nicht zu scheuen, das in diesem Falle geboten war.

Geraume Zeit mußte Rosenberg warten, ehe der General, der erst ruhig seine Chocolade schlürfte, ihn vorließ. Als er endlich eintrat, fand er den Vorgesetzten im bequemen Schlafrock und gestickten Schuhen auf dem Sopha ausgestreckt, behaglich eine Havannah rauchend und mit der Lektüre der ihm eingegangenen Zeitung beschäftigt. Hatte die Frau Generalin es nun verstanden, den ausfordernden Trutzau ihr Herren Ehegatten zu beschwichtigen, oder war er von selbst zur Einsicht der Grundlosigkeit seiner Besürchtungen gelangt, genug, er schien in der besten Laune. „Ah! guten Morgen, lieber Rosenberg!“ rief er, dem jungen Manne freundlich zunickend und das Zeitungsblatt aus der Hand legend, „bitte, nehmen Sie Platz! ich weiß, was Sie zu mir führt! aber bitte, setzen Sie sich doch!“

Der Lieutenant ließ sich in ein Fauteuil nieder. Der freundliche Empfang des Mannes, von dem er sich tödlich beleidigt glaubte, verwirrte ihn und statt auf die Anrede, mit welcher er seine Forderung einleiten wollte, polkständig über den Haufen.

„Sehen Sie, mein lieber Rosenberg,“ fuhr der General, seinem Gaste den Cigarrenbeckher präsentirend, im Tone des Wohlwollens fort, „die Zeiten sind vorüber, in denen es zur Tagesordnung gehörte, sich mit Hieb- und Schußwaffen gegenüber zu treten und einander das Bischen Lebenslicht auszublasen. Heutzutage huldigt man humaneren Lebensanschauungen. Die Amerikaner sind uns auch in diesem Punkte bereits voraus. Sehen Sie, da nimmt einer von Beiden das für ihn bestimmte Loos ruhig hin, geht still und ohne Aufsehn zu erregen in einen Winkel und schießt sich todt, ohne erst lange Sekundanten und Untersuchungsbehörden zu behelligen!“

„Ah! ich verstehe!“ rief Rosenberg. „Sie schlagen mir ein amerikanisches Duell vor?“

„Nicht so ganz, lieber Freund! ich möchte unseren hochverehrten Landesvater durchaus nicht so ganz kahon eines tapferen Degens, wie Sie oder ich doch nun einmal sind, berauben. Nein, nein! ich weiß etwas Besseres!“

„Eine andere Sühne als Blut gibt es nicht,“ sagte Rosenberg finster und in grollendem Tone, „nur ein Zweikampf kann hier entscheiden. Ich hoffe nicht, daß Sie Ausflüchte machen werden. Von einem sogenannten Ehrengericht will ich nichts wissen, denn bei Ihrem Ansehen und Ihrer hohen Stellung würde die Entscheidung sich schwerlich so zu meinen Gunsten wenden, wie ich es im Interesse meiner Ehre verlangen muß, Herr General!“

„Fasseln Sie doch nicht, mein junger Freund! Sie haben — und ich bitte um Verzeihung, daß ich es Ihnen sagen muß — Ansichten, wie ein Schulknabe! Daß Sie beleidigt sind, steht fest, und daß Sie Genugthuung haben müssen, darf keiner Frage. Sehen Sie, hier zwischen den beiden Stühlen, mit der Spitze nach unten, ist mein Helm befestigt. Darin liegen zwei Loose, ein weißes und ein schwarzes. Die Oeffnung ist mit dem weißen Taschentuche verdeckt. Greifen Sie hinunter und wählen Sie eines dieser Loose. Dasjenige, welches Sie liegen lassen, sei für mich bestimmt. Der Krieg mit Dänemark ist in der Thür. Wer von uns das schwarze Loos zieht, sucht den Tod auf dem Schlachtfelde.“

„Damit bin ich einverstanden, Herr General!“ rief der junge Offizier, sich erhebend, und schnell entschlossen trat er an den Helm, in dessen Höhlung er die beiden Papierstreifen fühlte. Er faßte beide durch seine Finger gleiten und behielt eins in der Rechten. Als er es hervorzog, sah er, daß ihm das Todeslos zugefallen war.

„Nun, Sehen Sie? da haben Sie, was Sie haben wollen!“ sagte der General ruhig und ohne eine Miene zu verziehen. „Geben Sie mir das andere Ding her! so! Sie sehen, es ist so weiß, wie frischgefallener Schnee.“

„Sie werden von mir hören, Herr General!“ sagte der junge Offizier in festem Tone und verließ hochaufgerichtet, in entschlossener Haltung, das Zimmer.

Aber ein Paar tiefblaue Augen sahen ihm sinnend, mit dem Ausdrucke schwärmerischen Interesses nach, als er, aus dem Hause tretend, eilig die Straße hinab schritt. Röschen hatte, an der Thüre lauschend, den Inhalt des verhängnißvollen Gespräches vernommen, und das junge Herz, das bis dahin so unbefangen, freudig und leicht geschlagen, klopfte plötzlich ganz ungestüm in dem Gedanken, daß der junge Held für sie in den Tod ging. Sie wußte nicht, wo der es kam, daß sie zu ihrem Gatten nicht mehr so liebevoll und zärtlich sein konnte, als sonst. Es war, als wenn plötzlich etwas zwischen ihn und sie getreten wäre, wofür sie keinen Namen wußte und das sie doch alles in ganz veränderiem Lichte sehen ließ. Auch der General schien in seinem Wesen verändert. Er war finsterer und verschlossener als je, und seine Untergebenen hatten sich oft über Härtlichkeitslosigkeit und Härte zu beklagen, was sonst nicht in seiner Art lag.

—

Wenige Wochen später war die Mobilmachung der für den Krieg mit Dänemark bestimmten Armeekorps im vollen Gange. Ununterbrochen gingen die Militärzüge nach dem Norden und

Digitized by Google

mit der lebhaftesten Spannung sah jedes Auge der Entwicklung des Kampfes entgegen. Der General von W.... hatte eine derjenigen Divisionen erhalten, die für die Avantgarde bestimmt waren und war mit seinen Adjutanten auf einem Gute in der Nähe von Groß-Beeide einquartiert.

Es war ein prachtvoller, nicht zu kalter Winterabend, als der General in Begleitung mehrerer Stabsoffiziere zu einer Recognition durch das Lager ritt. Die Sterne glänzten mit voller Pracht vom klaren blauen Himmel. Der Mond leuchtete zauberhaft über dem dunklen Waldesraum, welcher im Westen den Horizont begrenzte und Tausende von Lagerfeuern, um welche herum die Soldaten sich geschäftig bewegten, erhöhten die Eigenartigkeit des großartigen Bildes. Der General ritt bis an die äußerste Vorpostenlinie und überzeugte sich, daß die Posten in geeigneter Weise aufgestellt waren. Er inspizierte die Piquets und Feldwachen und schärfte den Befehlshabern der letzteren die größte Wachsamkeit ein. Eben wollte er sich auf den Rückweg begeben, um nach den Anstrengungen des Tages sich durch einen kurzen Schlummer zu stärken, als mehrere Schüsse in der Vorpostenkette laut wurden, welchen sofort ein Allarmsignal folgte. Hastig warf der General sein Pferd herum und sprengte in der Richtung fort, aus welcher nunmehr ein bald stärker, bald schwächer ertönendes Peletonfeuer vernehmbar wurde.

„Wer kommandirt die Feldwache am sogenannten Kirchensteig?“ fragte er einen ihm entgegen reitenden Adjutanten.

„Der Hauptmann von Solbei, Herr General!“

„Was ist vorgefallen?“

„Es heißt, ein ziemlich weit vorgeschobenes Piquet sei von dänischen Kürassieren überfallen worden!“ meldete der Adjutant.

Trommelwirbel unterbrach seine Worte. Die Hornsignale schmetterten über die Ebene und der General traf in demselben Augenblicke bei der Feldwache ein, als diese sich zum Abmarsch formirte.

Beim Anblick des Vorgefechten trat der Commandant der letzteren vor, um die übliche Meldung zu machen, aber der General unterbrach ihn mit der Frage: „Wer kommandirt das Piquet, Hauptmann Selbei?“

„Der Lieutenant v. Rosenberg, Herr General!“

„Wie?“ fuhr der Frager fort, einen so jungen Offizier für einen so selbstständigen Auftrag!“

Noch ehe der Hauptmann antworten konnte, kam der Bataillons-Commandeur im scharfen Galopp herangesprengt: „Das zweite Bataillon zum Abmarsch fertig, Herr General!“ rapportirte er, die Rechte an den Helm gelegt.

„Gut! lassen Sie die Schützenzüge schwärmen und das Gros rechts und links deployiren. Hören Sie, Major! wie ist das mit Lieutenant v. Rosenberg?“

„Er war mit einem Piquet von ungefähr 20 Mann nach dem Punkte vorgeschoben, wo der nach dem Gute Ballinghof führende Weg in das Gehölz mündet.“

„Es ist angenommen, daß das Gehölz vom Feinde besetzt ist, Major!“ —

„Sehr wohl, Herr General! Die Vorposten stehen an der östlichen Lysere des Waldes und Herr v. Rosenberg hat den Auftrag, die Verbindung zwischen ihnen und der Feldwache zu unterhalten.“

„Ein Auftrag, der eine gewisse Erfahrung und erprobte Tapferkeit bedingt, Major!“

„Herr General! ich kann Herrn v. Rosenberg nur als einen höchst umsichtigen und intelligenten Offizier empfehlen. Er hat sich zur Besetzung dieses Postens erboten!“

„So? er hat sich dazu erboten? hm, hm!“

„Herr v. Rosenberg exponirt sich oft mehr als nöthig und das dürfte das Einzige sein, was mir an dem wackeren jungen Mann nicht gefallen will. Schlägt sein Leben mit einer gewissen Tollkühnheit in die Schanze!“

„So!“ rief der General mit einem eigenthümlichen Lächeln, „nun gut! beobachten Sie ihn und bringen Sie ihn in geeigneter Weise in Vorschlag, so bald sich Gelegenheit zu seiner Beförderung darbietet.“

Er winkte grüßend mit der Hand und der Major begab sich zu seinem Bataillon. Der General von W.... wandte sich an die ihn begleitenden Offiziere mit den Worten:

„Meine Herren! ich müßte mich sehr irren, wenn wir etwas mehr zu gewärtigen hätten, als ein oberflächliches VorpostenGefecht. Der Feind hat eine zu gute Stellung inne, um sich den Eventualitäten eines nächtlichen Kampfes auszusetzen. Es wird genügen, wenn jede Feldwache ein Detachement zur Beobachtung entsendet. Die Rapporte nehme ich morgen Vormittag gegen 9 Uhr im Empfang.

Er grüßte und begab sich in sein Quartier zurück. Die Schüsse verstummten allmählig. Die vorgeschickten Truppen kehrten singend in die verlassenen Bivouaks zurück und bald war die frühere Stille wieder eingetreten, die nur hin und wieder durch das Wiehern eines Rosses oder den Ruf der Patrouillen unterbrochen wurde.

Am folgenden Morgen erhielt der General von W.... von dem Kommandeur des dem Feinde entgegen gesandten Bataillons nachstehenden Rapport:

„Gestern Abend in der zehnten Stunde wurde das von dem Lieutenant v. Rosenberg am Ballinghofer Gehölz befehligte Piquet von plänkelnden feindlichen Kürassiers beunruhigt. Nach Aufnahme der Vorposten machte das Piquet unter der Führung des rc. Rosenberg eine Attake, welche mit der Niederlage der feindlichen Attheilung endete. Fünf Gefangene sind gemacht worden und sechs Pferde erbeutet. Vier Dänen blieben todt auf dem Platze. Diesseits kein Verlust. Drei Mann leicht blessirt, darunter der Lieutenant v. Rosenberg, welchem ein Säbelhieb die Stirn streifte. Die Dänen hatten einen Infanteristen zum Gefangenen gemacht und waren mit ihm bereits zweihundert Schritt entfernt, als Rosenberg sich auf eines der erbeuteten Pferde schwang und ganz allein dem Feinde nachjagte, mit beispiellosser Kühnheit den Gefangenen heraushieb und, in der angegebenen Art verwundet, mit ihm zurückkehrte.“

„Hm!“ brummte der General, als er gelesen und faltete nachdenklich das Papier zusammen, „ein tapferer Haudegen! ob er's auch wär', wenn er sich nicht beim Meister Klapperbein verschrieben hätte?“

Furchtbar donnerten die Geschütze und spieen Tod und Verderben in die Reihen der Feinde. Eine ungeheure graue Rauchwelle schwebte über dem Orte Missunde, zuweilen von rothglühenden Feuerschlangen durchhängelt, welche aus den Dächern der in Brand geschossenen Häuser hervorbrachen. Der Lieutenant v. Rosenberg hatte sich an die Spitze seiner Kompagnie gestellt, da der Chef derselben gefallen war. Er drang gegen ein einzeln stehendes Gehöft vor, in welchem die Dänen sich festgesetzt hatten. Ein scharfes Gewehrfeuer, das die Feinde aus Fenstern und Dachluken auf die Anstürmenden unterhielten, fruchte manchen von den Seinen todt oder schwerverwundet nieder. In gleich hohem Grade hatten sie durch eine feindliche Batterie zu leiden, welche in einer Entfernung von ungefähr tausend Schritten zur rechten Seite auf einer Anhöhe Position genommen hatte. Die Granatsplitter flogen unter mörderischem Krachen in die Reihen der muthig dahinstürmenden Infanteristen, aber wie sich dieselben auch lichteten, vermochte doch das wüthendste Feuer nicht die wackeren Deutschen zum Weichen zu bringen. Mit donnerndem Hurrahruf wurden das Gehöft erstürmt, und diejenigen Männer der Besatzung, denen es nicht gelang, zu entkommen, zu Gefangenen gemacht. Immer weiter stürmte der kühne Führer. Nur wenige seiner Getreuen vermochten noch, ihm zu folgen. Der größte Theil der Kompagnie war verspreng, oder lag todt und verwundet auf dem Schlachtfelde. Rosenberg war überall, wo der Kampf am Heißesten tobte. Er erbeutete drei Fahnen und seine Leute machten, von seinem Beispiel angefeuert, eine Menge feindlicher Infanteristen zu Gefangenen. Das Glück des Tages neigte sich auf die Seite der Deutschen. Bald verstummten Lärm und Schlachtgetümmel und durch die Reihen der letzteren ging wie ein Lauffeuer die Nachricht, daß der Feind in eiligen Rückzug begriffen sei.

Am andern Morgen lag der Lieutenant v. Rosenberg bleich und ermattet in einem mit Stroh ausgefüllten Leiterwagen. Die Anstrengungen und Aufregungen des verflossenen Tages hatten eine gewaltige Erschöpfung seiner physischen Kräfte zur Folge gehabt. So kam es, daß er mit mehreren anderen maroden und leicht verwundeten Kriegern dem Zuge nachgefahren wurde. Es war heftiges Klatsch Wetter und er lag bequem gemug in seinem warmen Pelz eingehüllt. Nichts bestoweniger befand er sich in der übelsten Laune. In der ganzen Gegend war kein Tropfen Wein, geschweige denn eine Kaffeebohne zum Frühstück aufzutreiben gewesen. Nicht einmal eine Cigarre hatte das Gefecht ihm gestattet. So schante er denn in höchsten Grade mißmüthig den leichten weißen Wölkchen nach, die langsam hoch über seinem Haupte am winterlichen Himmel hinzogen.

Eine kräftige Baßstimme rief ihn endlich aus seinen Träumen: „Haben Sie den Lieutenant v. Rosenberg hier?“ klang es zur Rechten seines Wagens, und der alte Korporal Belling, welcher den Krankenzug begleitete, antwortete: „Zu Befehlen, Herr General! auf diesem Wagen hier liegt er!“

„Wie geht's ihm denn, Unteroffizier?“ forschte die Baßstimme weiter.

In diesem Augenblicke richtete sich der junge Offizier, dem in seinem Mißbehagen die ganze Welt gleichgültig sein mochte, in seiner vollen Höhe auf, legte die Hand an seine Mütze und rief mit einem recht militärischen Geschlossenheit zum Entsetzen aller Begleitmannschaften:

„Hier ist der Lieutenant v. Rosenberg, Herr General; ein wenig schlaff, aber sonst kerngesund! Wie Figura zeigt, hat Ihnen der Teufel noch nicht den Gefallen thun wollen, mich zu holen, so viel Chancen ich ihm auch geboten habe. Drei Fahnen, fünfzig Gefangene und eine

Digitized by Google

ganze Batterie mit Pferden und Protzen, das war alles — aber keinen einzigen Säbelhieb. Thut mir leid, Herr General! kann aber nicht dafür. Ein ander Mal wird's besser gehen."

„Hören Sie, lieber Rosenberg!" sagte der General freundlich, indem er dicht neben dem Wagen herritt und seinen Mund dem Ohr des Ermatteten so nahe als möglich brachte: „Lassen wir die Geschichte nunmehr auf sich beruhen. Sie haben ihre Schuldigkeit im vollsten Maße gethan und dadurch den besten Beweis für die Ehrenhaftigkeit und Solidität Ihres Charakters gegeben. Ich nehme keinen Anstand, zu erklären, daß es jammerschade wäre, sollten wir einen so vortrefflichen jungen Offizier durch eine Dänenkugel verlieren, und ebenso bereitwillig nehme ich alles zurück, womit ich Sie einst gekränkt habe. Da ich nicht die Veranlassung zu Ihrem frühzeitigen Tode sein will, so werde ich Ihre Rückversetzung zu Ihrem früheren Regimente beantragen und dafür sorgen, daß Sie ein Hauptmannspatent erhalten!

„Herr General!" rief Rosenberg barsch, „ich danke für Ihre Gnade. Wenn mir an meinem Leben so ungeheuer viel gelegen wäre, als Sie zu glauben scheinen, so würde ich den Kuckuck so lange warten, bis Sie kommen, um es mir als ein Geschenk zu Füßen zu legen. Aber ich frage nichts nach diesem miserablen Leben und ich will die Gesetze unseres Ehrenhandels respektirt wissen, nicht blos, weil Sie mich verächtlich und niederträchtig behandelt haben, zu einer Zeit, wo ich es am wenigsten erwartete, sondern auch — einer andern Ursache halber. Darum danke ich auch vielmals für das Hauptmannspatent. Zurückweisen kann ich's nicht, wenn es mich noch bei Lebzeiten trifft. Wenn Sie aber sonst noch einen Würdigen wissen, der sich

Julius von Blaas (S. 380).

die Doppelsterne in den Conversetten verdient hat, dann bitte — genitren Sie sich nicht. Ich bin keinem mehr im Wege!"

Er sank erschöpft auf das Strohlager zurück. Der General schwieg betroffen eine Weile still. Dann aber antwortete er kurz und gemessen:

„Wenn Sie Ihres Lebens überdrüssig sind und es aus dieser Ursache in die Schanze schlagen, so kann ich freilich die Wunder der Tapferkeit, welche Sie verrichten, nicht so hervorheben, als ich es gern möchte. Was wir Alle als Muth und Bravour an Ihnen schätzen, wäre sonach nichts weiter als Feigheit. Denn wer sich nicht stark genug fühlt, das Lebens Drangsal zu ertragen und somit das Leben als eine Last von sich wirft, handelt feig und daher unehrenhaft."

„Herr General! es soll mir sehr gleichgültig sein, wie Sie die Sache auffassen. Ich räume ein, daß der Ton, in welchem ich zu Ihnen spreche, sich nicht für einen Untergebenen ziemt, allein ich habe genug Unbill erlitten, um an der Schwelle des Grabes wenigstens einigermaßen so zu sprechen, wie ich's meine. Und so mögen Sie denn auch das erfahren, daß ich Ihre Frau Gemahlin schon seit Jahr und Tag aus tiefstem Herzensgrunde liebe. Ja, daß ich sie schon geliebt habe, als ich noch schüchterner Kadett von siebzehn Jahren war und in schwärmerisch süßer Jugendscheu vor ihrem Fenster Promenade machte."

„Was sagen Sie da?" fragte der General erbleichend. „Sie kannten meine Frau schon länger?"

„Schon seit sechs Jahren, Herr General. Ich war siebzehn, Ihre Frau Gemahlin vierzehn Jahre alt, als wir uns kennen lernten. Ich hatte bereits längst Zutritt in der Familie Ihres Herrn Schwiegervaters, als Sie erst daran dachten, daß Ihr Junggesellenleben doch nicht ganz so behaglich sei, als Sie immer geglaubt hatten."

Der General preßte die Lippen fest auf einander und starrte düster vor sich hin. „Und liebt meine Frau Sie wieder?" fragte er endlich mit finsterem Stirnrunzeln.

„Das will ich nicht behaupten," erwiderte jener, „aber unmöglich ist's nicht. Als simpler Sekondelieutenant habe ich nie zu ihr von Liebe gesprochen. Doch glaube ich annehmen zu dürfen, daß sie mich gern hatte. Uebrigens ist sie ein Muster von Tugend und Sittsamkeit!"

General W.... hatte genug gehört. Er drückte seinem Gaul die Sporen in die Weichen und flog im tollsten Galopp zurück, während Rosenberg mit trübem Lächeln seinen Träumereien weiter nachhing.

Gegen Mittag gelangten die Bagage- und Krankenwagen in ein kleines Dorf, in welchem der Lieutenant beim Schulzen Quartier nahm. Er hatte sich vollständig erholt und war eben beschäftigt, seine Toilette zu machen, als sein Bursche mit einem Briefe in der Hand zu ihm eintrat. Die Handschrift der Adresse war ihm unbekannt, aber in dem Siegel erkannte er das Wappen des Generals v. W.... Hastig erbrach er das Schreiben, das nur wenige Zeilen enthielt:

„Herr Lieutenant!

Nach der Eröffnung, die Sie mir vorhin gemacht, ersenne ich allerdings die Nothwendigkeit an, daß einer von uns auf dem Platze bleibt. Sonach lege ich Ihrem Vorwärtsstürmen durchaus kein Hinderniß mehr in den Weg. Wir marschiren auf die Dannenwerke los und wenn nicht eher, haben Sie dort Gelegenheit, Ihre Todesverachtung zu zeigen. Hoffentlich reitet Sie der Teufel bei dem Sturm auf die Schanzen in das Granatfeuer hinein, wenn nicht, werde ich selbst für meine Ehrfurcht zu großen Armee Sorge tragen; denn einer von uns bleibt auf dem Platze.

Adelbert v. W...."

„Nachschrift. Ihr Patent zum Hauptmann ist diesseits beantragt."

„Einer von uns bleibt auf dem Platze!" murmelte der junge Mann mit finsterer Entschlossenheit, indem er den Brief in unzählige Atome zerriß und diese durch das geöffnete Fenster in die winterliche Luft zerstieben ließ.

Der Sturm auf die weltberühmten Düppler Schanzen hatte nach mehrtägiger unausgesetzter Kanonade begonnen. Lautlos, schweigend waren die Regimenter in früher Morgenstunde ihren Weg gezogen, bis das Zeichen zum allgemeinen Vorwärtsstürmen an den mächtigen Wällen gegeben wurde. Unter den rauschenden Klängen begeisternder Marsch-Melodieen, welche die Hautboisten mit ihren besten Instrumenten ausführten, unter Trommelschall und anfeuernden Harrahrufen eilten die Sturmcolonnen vorwärts. Wohl donnerten ihnen zahllose Feuerschlünde entgegen. Granaten und Gewehrsalven schmetterten einen vernichtenden Hagel von Blei unter die todesmuthigen Reihen, und manches tapfere Herz mochte beim Anblick der rechts und links fallenden Kameraden sich eines eisigen Schauers nicht erwehren können. Trotz alledem stürmten die Krieger weiter. Zu denjenigen Truppen-Abtheilungen, welche sich am meisten durch energisches Vorgehen hervorthaten, gehörte auch die Kompagnie, welche der Premierlieutenant von Rosenberg führte. Er selbst war einer der Ersten, welche den Gipfel einer Schanze erreichten und die Nationalfahne aufpflanzten.

An einem der folgenden Tage begab sich der General v. W., welchem wegen der Umsicht und Entschlossenheit, womit er die Bewegungen seiner Division am gestrigen Tage geleitet hatte, vom Oberbefehlshaber einige in hohem Grade anerkennende Worte gesagt worden waren, in heiterster Laune in sein Feldbureau. „Sind die Verlustlisten eingetroffen?" fragte er den ersten seiner Divisionsschreiber.

„Wir sind eben dabei, sie zusammenzustellen, Herr General!"

„Geben Sie her!"

Der Unteroffizier nahm die Verzeichnisse vom Pult und reichte sie dem hohen Vorgesetzten, welcher unterdeß Helm und Waffenrock abgelegt hatte und nun unter den Papieren blätternd, eine einzige Liste auswählte, deren Namen er sorgfältig studierte.

Plötzlich aber warf er das Papier hin und verließ mit den an die Schreiber gerichteten Worten: „Sorgen Sie dafür, daß die Zusammenstellung heute Nachmittag zu meiner Unterschrift bereit liegt." — das Bureau.

In seinem Quartier angelangt, befahl der General seinem Burschen, sofort ein Pferd zu satteln. Dann setzte er sich auf und begab sich im scharfen Trabe nach dem nächsten Orte, in welchem ein Feldlazarett errichtet war. Von Haus zu Haus gehend, inspizierte er die zu Krankenzimmern eingerichteten Wohnungsräume, fragte die Verwundeten nach ihrem Befinden, tröstete die Leidenden und ermahnte sie zu Geduld. Auch den jungen Unterärzten und Chirurgen schärfte er Eifer und Sorgsamkeit ein. Nachdem er in dieser Weise seinen Pflichten als Soldat und Vorgesetzter Rechnung getragen, wandte er sich an einen der Assistenz-Aerzte, von dem ihm bekannt war, daß er bei benachbarten Regimente stand, in welchem der junge Premierlieutenant von Rosenberg eine Kompagnie befehligte:

„Ist Ihnen zufällig bekannt, wo man den Herrn v. Rosenberg untergebracht hat, lieber Stolmann?"

„Der Herr Lieutenant v. Rosenberg sind, soviel ich weiß, nach der Stadt T. gebracht worden," erwiederte der Assistenz-Arzt in respektvollem Tone. „Eine zweckmäßige Diät-Kolonne hat sich leider bei der Schnelligkeit, mit welcher die letzten Vorgänge einander folgten, nicht bewirken lassen, doch steht zu erwarten, daß es unseren Anstrengungen —"

„Er soll schwer verwundet sein, wie sich bis jetzt herausgestellt hat," unterbrach der General den Redelustigen.

„Schwer verwundet, gewiß, Herr General! Leider! Doktor Nimrod sagte mir, daß der Herr Lieutenant einen Schuß in den Unterleib bekommen hätten und daß edle Theile verletzt seien. Doktor Nimrod zweifelt an seinem Aufkommen!"

„So, so! Hm, hm! Ich danke Ihnen. Veranlassen Sie, daß der Lieutenant v. Rosenberg die sorglamste Pflege, die beste Behandlung erfahren. Es soll dem wackeren jungen Mann an nichts fehlen. Verstehen Sie? Er ist einer der besten Offiziere, die wir haben!"

„Zu Befehlen, Herr General! Noch heute suche ich meinen Collegen Nimrod auf und werde ihm die Aufträge des Herrn Generals mittheilen!"

Nach kurzem Gruße verließ der alte Soldat das Haus, hatte jedoch kaum einige Schritte auf die Straße hinaus gemacht, als der Oberst jenes Regimentes, welches nun schon geraume Zeit seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, ihm entgegen kam.

„Ah, guten Morgen, mein lieber Seebach!" redete ihn der General freundlich an, „haben Sie sich von dem Zustande unserer Kranken überzeugt?"

„Zu Befehlen, Herr General! Mein Regiment ist arg mitgenommen. Ich habe 45 Todte, 200 Verwundete, und die Zahl der Vermißten hat sich bis jetzt auf 19 herausgestellt!"

„Wie mag es denn eigentlich unserm braven Rosenberg gehen?"

„Schwer verwundet, Herr General!" antwortete der Oberst achselzuckend, „liegt in T. ohne Besinnung — die Aerzte fagen hoffnungslos! Nur noch zwei Tage höchstens zu leben, versicherte mich mein Adjutant."

„Schade um den jungen Mann," meinte der General, „war ein wackerer Soldat, tapfer und muthig wie ein junger Löwe! jammerschade!"

Der Oberst bestätigte pflichtgemäß und die Herren trennten sich mit den üblichen militärischen Begrüßungen.

Der weitere Verlauf des Feldzuges nahm die Thätigkeit des Generals vollständig in Anspruch. Er dachte nicht mehr an seinen jungen Rivalen. Die Ausführung der ihm aus dem Hauptquartier zugehenden Dispositionen, die Ueberwachung seiner auf verschiedenen Wegen zum Vorgehen dirigirten Truppen, die Besetzung der okkupirten Städte beschäftigten ihn vollauf. Der Uebergang nach Alsen war eine beschiedene Sache und der Generalmajor v. W.... welcher unterdeß zum Generallieutenant befördert worden war, sah soeben mit seinem Stabe und den verschiedenen Truppenführern vor dem mit Ka-

Digitized by Google

ten und Plänen bedeuten Tische, als einer der Adjutanten plötzlich auf ihn zutrat und ihm einige Worte ins Ohr flüsterte; worauf der alte Krieger sofort mit allen Zeichen einer heftigen Erregung aufsprang.

„Was?“ schrie er, „der Hauptmann v. Rosenberg, sagten Sie?“

„Zu Befehlen, Excellenz! er ist draußen und will Ihnen eine dienstliche Meldung machen!“

„Pardon, einen Augenblick, meine Herren!“

Der General-Lieutenant ging mit bleichem Antlitz, aber doch in ruhiger Haltung hinaus, rang jedoch mühsam nach Fassung, als er denjenigen, den er todt geglaubt, gesund, wenn schon ein Wenig angegriffen, vor sich stehen sah.

„Melde mich gesund und zum Hauptmann avancirt, Excellenz!“ begann Rosenberg, die Rechte an den Heim gelegt.

„Was Tausend, Rosenberg!“ rief der General mit erheuchelter Ueberraschung, indem er den erhobenen Arm des Meldenden ergriff, „wo kommen Sie her? man hat Sie ja todtgesagt!“

„Hätte der Fall sein können, Excellenz! war aber wieder nichts. Wohee ich komme? aus dem Lazareth zu T . . . , Excellenz!“

„Hatten Sie nicht einen Schuß in den Unterleib bekommen?“

„O, gewiß, Excellenz! aber es war nur eine unbedeutende Verletzung. Die Kugel war bereits zu schwach, um tiefer als ½ Zoll eindringen zu können und so heilte die Wunde bei meiner guten Körperconstitution auffallend schnell.“

„Aber ich begreife nicht — Ihr Name stand unter den Schwerverwundeten auf den Listen!“

„Muß Alles Irrthum gewesen sein, Excellenz! allerdings war ich durch die Erschütterung meiner Nerven für den Augenblick kampfunfähig, hatte auch starken Blutverlust erlitten. Meine Kameraden mochten mich mit Fug und Recht für mausetodt halten, da sie mich wie den Leibhaften Gottseibums arbeiten sahen. Allein was half's, daß ich mich dem wüthenhften Feuer aussetzte, und die Kugeln wie ein Hagelwetter um mich herumprasselten? Ich stellte mich vor die Mündung einer Kanone, aber in dem Augenblick, als der gefällige Dinc abfeuern will, kommt ein vornehmer Fatzlier vom Leib-Regiment und schießt ihn nieder. Ich springe vor eine zweite Höllenmaschine in demselben Moment, wo der Artillerist die Lunde anlegt, aber das Ding versagt und zum Lohn dafür steche ich den ungeschickten Kanonenwärter über den Haufen. Die der Wind renne ich nach einem dritten Geschütz; aber unser guter Lieutenant von Georgenbach kommt mir zuvor: „Lassen Sie nur, lieber Rosenberg! ich werde das schon selbst besorgen!“ Spricht's und wendet mit einigen Rüstetieren die Kanone blitzschnell herum, so daß ich nur den Hintertheil zu sehen bekomme, während er die Mündung auf die verwirrten Tänencolonnen richtet und diese mit einer Ausdauer bedient, die einer bessern Sache würdig wäre. Was sollte ich machen, Excellenz? Alles, was ich erreichte, war zwei leichte Bleffur, Lagen welcher meine Kameraden, die mich wanken sahen, mich todt sagten. Fragen Sie, wenn Sie Zeugen wollen, meine Leute. Es kann Niemand anders aussagen, als ich es Ihnen erzählt habe.“

„Hm, hm!“ brummte W . . . . das ist allerdings ein ganz eigenthümlicher Fall!“

„Muß nun, Excellenz! da der Teufel so gefällig war, mich in das Gewehrfeuer hineinzureiten, so dächt' ich, ich hätte ihm die Hand geboten, und meine Schuldigkeit gethan. Dafür, daß Seine Höllenmajestät mich auch wieder hinausgeritten haben, kann ich nicht und so wolle' ich mir respektvoll erlauben, Excellenz an das kleine Billet zu erinnern, in welchem Sie mir für diesen Fall Revanche zugesagt haben. Excellenz haben wohl bedacht, daß es den Gesetzen eines ordnungsmäßigen Duells keineswegs entspricht, wenn der eine Gegner immerfort auf den andern feuert und dieser blos ruhig Stand hält, um sich endlich doch zuletzt über den Haufen schießen zu lassen, und so dächt' ich, Excellenz exponirten sich nun auch ein Wenig, damit Ordnung in die Sache kommt.“

„Er ist ein Teufelskerl, lieber Rosenberg! aber ich werde mich hüten, ihm den Willen zu thun.“

„Excellenz! vor der Kanone sind wir Alle gleich. Da steht der General nicht mehr dem Subaltern-Offizier, sondern der Mensch dem Menschen gegenüber.“

„Wir sprechen weiter über die Sache, Herr Hauptmann! für jetzt rnit nicht der Dienst.“

Bald darnach fanden die Kämpfe statt, welche den Uebergang der Deutschen nach der dänischen Insel Alsen begleiteten. Rosenberg nahm an denselben keinen Theil, da er auf ärztliche Verordnung einen Urlaub zur vollständigen Wiederherstellung seiner Gesundheit anzutreten mußte. Dem Generallieutenant v. W . . . . wurde durch eine Kanonenkugel das rechte Bein zerschmettert. Er starb an den Folgen der Amputation, noch ehe er seine Heimath erreicht hatte. Seine schöne junge Wittwe betrauerte ihn mit aufrichtigen Thränen ein volles Jahr. Jetzt aber ist sie die glückliche Gattin des Oberstlieutenant v. Rosenberg.

Toulon.

(Siehe das Bild auf S. 381.)

Wir haben unsere Leser schon mit mehreren der französischen Kriegshäfen bekannt gemacht und wollen denselben nun auch den südesten Kriegshafen am mittelländischen Meere, Toulon, zeigen, das schon so oft Gegenstand erbitterter Kämpfe und Belagerungen gewesen ist, und namentlich seit der Eroberung Algeriens eine ganz besondere Bedeutung für Frankreich gewonnen hat. Der Stärke nach ist es der zweite militärische Hafen des Landes und Hauptort des fünften Seebezirks. Die Bucht befestigte Stadt liegt sehr schön in der Tiefe einer Bucht, welche das Mittelmeer hier bildet; eine mit starken Fortifikationen versehene Halbinsel schließt den Eingang beinahe ganz, und ein langer ziemlich hoher Hügelzug beherrscht von Norden her die Stadt und schützt den Hafen vor Nordstürmen. Die Stadt ist schon sehr alt, und war um ihrer vortheilhaften Lage und ihres guten Hafens willen von jeher ein begehrtes Besitzthum und ein wichtiger fester Punkt. Trotzdem aber zählt die Stadt heutzutage gar keine alten Gebäude, und nur einen einzigen größeren Platz, das Champ de bataille; die Straßen sind krumm und hügelig, aber die Häuser gut gebaut und gewähren schon einigermaßen an den Süden. Trotz der Rührigkeit der 85,000 Einwohner trägt die Stadt doch vorzugsweise das Gepräge des Kriegshafens und der Militärstation für die Mittelmeerflotte. Den Eingang zu dem guten geräumigen Hafen, einem der größten und sichersten am Mittelmeere, vertheidigen von beiden Seiten zwei gewaltige mit Werken versehene Thürme, die durch Küstenbatterien einerseits mit den Forts Lamalgue und St. Louis, andererseits mit dem Fort L'Equillette in Verbindung stehen. Die Rhede von Toulon ist vortrefflich, der windfreie Hafen ist zu einem Drittheil für die Handels-, zu zwei Drittheln für die Kriegsmarine vorbehalten, welch' zwei eigene Bassins und Docks besitzt, die durch einen Kanal unter sich verbunden sind und in direkter Verbindung mit der Rhede stehen. Der Handel von Toulon ist nicht unbedeutend, doch mehr Küstenhandel als überseeischer, und der Gewerbefleiß hebt meist in Verbindung mit der Bestimmung der Stadt als Kriegshafen; doch werden auf den Schiffswerften viele Kauffahrteischiffe und Dampfer gebaut. An öffentlichen Anstalten hat Toulon eine Sternwarte, Bibliothek, Marinemuseum, einen Gerichtshof, ein Handelsgericht, eine Handelskammer, verschiedene gelehrte Gesellschaften. An nennenswerthen öffentlichen Gebäuden ist das Stadthaus und insbesondere das schon 1680 von Vauban begonnene Seearsenal anzuführen, welches 2000 Arbeiter beschäftigt und worin früher das Bagno mit circa 4000 Galeerensträflingen verbunden war, das ehemalige Jesuitenkollegium mit dem Seminar für Schiffsbeförder, das allgemeine Hospital u. a. m. anzuführen. Als Erwerbszweige sind der Fang der Thunfische und Sardellen, sowie der Korallen zu bezeichnen, welche in den Gewässern der Bucht und den benachbarten hyerischen Inseln betrieben werden. Von Toulon ist eine regelmäßige Dampfschifffahrtverbindung mit den bedeutendsten Häfen des Mittelmeers und mit Algerien im Betriebe. Toulon war schon im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung als guter Hafen unter dem Namen Telo Martius der Römischen bekannt und durch seine Färbereien berühmt, wurde im zehnten und zwölften Jahrhundert durch Ueberfälle der Sarrazenen heimgesucht und theilte von da an die Schicksale der Provence, 1526 wurde es von Comtetable von Bourbon, 1536 von Kaiser Karl V. eingenommen, später von den französischen Königen Karl befestigt. 1707, während des spanischen Successionskrieges, ward es von den Verbündeten und Herzog Victor Amadeus von Savoyen und Eugen von Savoyen dem Lande her, durch die englisch-holländische Flotte von der See aus bombardirt und großentheils niedergebrannt, aber nicht erobert. 1798 sieh es durch Verrath den Engländern in die Hände, welche sich nach einer langen Belagerung und nachdem sie alle Marine-Etablissements und die Schiffe im Hafen zerstört hatten, durch Bonaparte wieder daraus vertrieben wurden. Am Gosi, Toulon gegenüber, liegt die Kauninsel, die schon mit etwa 12,000 Einwohnern, welche vorzugsweise Schiffsbau treiben.

Palmen aus Peru und vom Amazonenstrom.

(Siehe das Bild auf Seite 385.)

Zwar hat erst Linné die Palmen die „Fürsten“ der Pflanzenwelt genannt, allein schon zu allen Zeiten und unter allen Völkern haben die Menschen den Palmen den Preis der Schönheit unter den Gewächsen zuerkannt, und da, wo die Palmen vorkommen, gewähren sie in der That auch dem Menschen einen solch vielseitigen Nutzen, daß man sagen kann: sie allein und oft sogar nur eine einzige Art derselben liefere ganzen Völkern alle ihre Lebensbedürfnisse. Von den Früchten der Dattelpalme und der Cocosnußpalme leben Millionen von Menschen, und in Südamerika, am Orenoco und Amazonas — beides ganze Völkerschaften auf Palmen und von deren Erträgnissen. Die Palmen gehören bekanntlich zu denjenigen Pflanzen, deren Samen beim Keimen nur einen einzigen Keimlappen treiben, zu den sogenannten Monokotyledonen, deren Wachsthum auch von demjenigen unserer Eichen ꝛc. dadurch abweicht, daß sie meist kein gedrungenes Stammholz, sondern nur Mark oder lockeres Zellgewebe im Innern haben, und daß sie keine Aeste treiben sondern nur Wedel, d. h. zusammengesetzte oder Federblätter mit langen, zahlen Blattstielen. Ihr Stamm ist meist einfach, baumartig, selten ästig oder strauchartig, häufig in der Mitte seiner Höhe etwas angeschwollen; ist er nur wenige Fuß hoch und kürzer als die Wedel, so nennt man ihn Strunk; die Wurzel ist selten einfach, häufiger verzweigt, wulzig, faserig, trägt den Stamm zuweilen wie ein Gerüste oder umgibt ihn in Form mehliger Wuchterungen. Der Stamm zeigt keine Jahres-

Digitized by Google

ringe, trägt auch selten eine borstige Rinde, dagegen eine Menge Narben und Schuppen von den abgefallenen Blattstielen. Es gibt Palmen, welche dünn und schlank und kaum 2 Fuß, aber auch 25 Fuß hoch werden und das Ansehen baumartiger Gräser haben, so daß ihr Stamm schilfartig aussieht. Bei anderen Palmen erhebt sich der Stamm hoch und säulenartig und ist gekrönt von einer Anzahl einfacher, meist handförmig getheilter Blätter auf langen Blattstielen. Wieder andere Palmen tragen einen cylindrischen, schlanken Stamm, oft mit drohenden Dornen und Stacheln umgeben, und auf demselben einen Schopf von Blättern, 2—300 an der Zahl. Die so verschiedene Ausbildung und reizende Gestalt aber zeigen die sogenannten Cocosnuß-oder hohenstarrigen Palmen, welche man den hohen Adel der Palmenfamilie nennen könnte, und von deren Typus die vier höchsten Stämme auf unserem vorstehenden Bilde einen Begriff geben. Unser Bild stellt nur einige wenige von den Palmen vor, welche am Aequati und Amazonenstrom vorkommen, also im Lieblingsgebiete der Palmen, die dicht um den Aequator, zwischen dem 10° südlicher und dem 10° nördlicher Breite am Besten gedeihen und überhaupt der Tropenwelt angehören. Außerhalb der Tropen zählt man kaum über 50 Palmenarten, welche dort von selbst vorkommen; von tropischen Palmen kennt man gegenwärtig ungefähr tausend verschiedene Arten, wovon weitaus die Mehrzahl auf Amerika fällt. Allein man berechnet, daß mindestens noch 10,000 Arten existiren, die man noch nicht kennt. Wenige Palmen wachsen aus eigenem Antriebe geselig zusammen, die meisten von diesen gehören aber zu den stammlosen oder den sprossentreibenden. Die edelsten Arten wachsen immer vereinzelt und lassen sich nur durch Kultur und künstliche Befruchtung der Blüthen massenweise auf Einer Stelle ziehen. Aber eine einzelne Palme auf hoher Felsenkuppe, die herrliche Krone leise im Winde wiegend und doch allen Stürmen trotzend, ist ein ebenso großartiger Anblick, wie wenn eine Anzahl hoher Palmen ihre Häupter hoch über dem grünen Dom des tropischen Waldes erhebt und so gleichsam, wie Alexander von Humboldt sagt, einen Wald über dem Walde bildet, oder wenn sie in den Savannen gruppenweise auftreten oder die Ränder des tropischen Urwaldes als Saum umgeben. Viele Palmenarten gehören zu den Riesen der Pflanzenwelt.

Wie es Fräulein Laura auf dem Balle erging.

Humoreske von Max Finden.

Jeder Vernünftige wird zugestehen, daß ein Mädchen sehr brav, vielleicht sogar hübsch sein kann, ohne auf dem Balle eine graziöse Erscheinung vorzustellen. Achtzig unter hundert Männern heirathen Mädchen, welche sie wo anders als auf dem Balle kennen gelernt haben, aber, aber, und zum dreitzemalle aber, es gibt nun mitunter junge Mädchen, die durchaus tanzen und dabei wegen ihrer Tänze berühmt sein wollen. Zu diesen letzteren gehörte Fräulein Laura Kragen, welche neben vielen guten Eigenschaften auch die hatte, sich viel auf das einzubilden, was sie nicht besaß, dagegen aber durchaus nicht stolz auf das zu sein, was ihr Grund zur Selbstzufriedenheit hätte geben können.

Fräulein Laura's nicht sonderlich hübsches Gesicht wäre mit prachtvollem blondem Haar umwallumt gewesen, aber sie trug es auf die geschmacklose Weise, stets mit Scheiteln oder in ein Netz versteckt. Ihre hübschen Hände zeigte sie wenig, dagegen liebte sie kurze Kleider und auffallende bunte Schuhe, obgleich sie auf plumpen Füßen ging. Von ihrer Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten sprach sie selten, dagegen maltraitirte sie zum Schrecken der Nachbarn ihren Flügel täglich stundenlang. Ihr Vater, ein wohlhabender Kaufmann besaß ein hübsches Haus und wartete, daß Laura mit der Zeit eine glänzende Partie machen würde, allein da sie mehrere Geschwister hatte und durchaus nicht hübsch war, so sprachen die klugen Männer, „für ihre luxuriösen Gewohnheiten und Ansprüche ist Laura's Mitgift oder ihr dereinstiges Erbtheil nicht groß genug, es darf ihre Mängel nicht zu." Männer mit bescheidenen Ansprüchen, in mittelmäßiger Stellung fanden keine Gnade vor den kleinen graublauen Aeuglein der Fräulein Kragen. Ein schmucker Offizier, ein Beamter mit langem Titel und Einfluß, oder ein reicher Kaufmann sollte ihre weiße, runde Hand empfangen.

So dachten Herr und Madame Kragen, so träumte auch Fräulein Laura Kragen, als sie die Schule verlassen hatte und das erste Ballfieb erhielt.

Herr und Madame Kragen waren sehr gastfrei, das Haus wurde von Besuchern nicht leer, folglich fehlte es der Familie nicht an wohlwollenden Freunden. Als Laura sich für die erste Tanzgesellschaft schmückte, wozu eigens der beste Friseur und die berühmteste Putzhändlerin in das Haus bestellt wurde, um mit Rath und Hülfe beizustehen, an diesem großen Tage, oder vielmehr an diesem großen Abend, sanden die Hausfreundinnen und Dienstboten Laura reizend.

Pompös sah Laura aus, in dem weißen Atlaskleide, über welches sich ein Tüllfleid bauschte, sie wäre sehr ansiehend gewesen, wenn sie nicht eine so koloffale Gestalt gehabt hätte, eine nur um fünf bis sechs Zoll kürzere Taille und ein etwas angenehmeres Gesicht. Sie war so groß, wie ihr Papa, der zu den langen Männern gezählt wurde, und so dick, wie die Mama jetzt war.

Der treue Buchhalter des Geschäfts, der als Jüngling von vierzehn Jahren in das Haus Kragen und Kompagnie in die Lehre gekommen und jetzt mit achtundzwanzig Jahren die rechte Hand des Kaufmanns war, erschien ebenfalls im Ballkostüme im Wohnzimmer, um sich, bevor die junge Dame in den Wagen stieg, den zweiten Walzer anzubitten. Er that dies halblaut und mit großer Schüchternheit, denn Herr Stenzner war ein stiller Mann, von armen Eltern und bescheiden erzogen. Für ihn war Herr Kragen ein Mann von höchster Wichtigkeit, die noch immer schöne, stolze, herrschsüchtige Madame Kragen eine Königin und Fräulein Laura eine Prinzessin von Geblüt. Herr Stenzner wußte, daß im Verhältniß zu dem Aufwande der Familie Kragen das Vermögen nicht groß war, allein das verminderte den Respekt des Buchhalters nicht. Er hatte die kleine dicke Laura zur großen dicken Laura aufwachsen sehen, er liebte sie im Stillen mit Leidenschaft, dachte aber nie daran, daß es möglich sei, daß er, der Mittellose, die Hand dieses Engels erringen könne, denn Herr Stenzner fand Laura schön.

In dem glänzend erleuchteten Ballsaale saßen, standen und gingen bereits vierzig junge, elegant gekleidete Damen, welche alle minder kolossal und bedeutend, aber anmuthiger und hübscher waren als Fräulein Kragen. Sie stellte jedoch fremde sich, als sie ihre mächtig große Gestalt in den Spiegeln erblickte, sie freute sich, als der erste Geigenstrich ertönte, als ein schmucker Offizier auf sie zueilte, welcher — o Wunder, nicht sie, sondern ihre Nachbarin zur Polonaise führte.

Laura blieb sitzen, die Paare, an sechzig, zogen an ihr vorüber, sie musterte dieselben mit stillen Seufzern. Gewiß, so dachte sie, war sie von den tanzenden Herren noch nicht gesehen worden.

Der weite Tanz begann, Laura erhob sich, um sich bemerkbar zu machen, aber auch diesmal erschien keiner der Herren, sie zum Tanze zu führen, es blieb ihr, der sechzehnjährigen nichts übrig, als sich neben eine sechsundvierzigjährige zu setzen und ein Gespräch zu beginnen.

Madame Kragen, welche neben anderen Mängeln auch an erhöhtem Sitze thronte und in ihre himmelblauen Ballrobe sehr gut aussah, begriff nicht, warum ihre Laura nicht tanze. Wenn sie einige Menschenkenntniß, mehr und weniger Vorliebe für ihre Tochter besessen hätte, würde sie eingesehen haben, daß die gute Laura auf keinen Ball gehöre, allein Mutterliebe ist ebenso blind, wie jede andere Liebe.

Zu den intimsten Freunden des Hauses Kragen gehörte eine ältliche Wittwe, Madame Junge. Sie war einige Jahre älter als Madame Kragen, mit derselben aufgewachsen und war schon mit sechzehn Jahren an einen alten Mann, der für reich galt, verheirathet worden. Später hatte sie mit ganzer Seele einen jungen Geistlichen geliebt, der auch für sie im Stillen glühte, aber Beide, Madame Junge, sowie der Theologe, dachten viel zu rechtlich, als daß sie eines Unrechtes fähig gewesen wären. Stenzner, dies war sein Name, wurde Pfarrer auf dem Lande. Als er zehn Jahre später Madame Junge wieder sah, war er bereits seit mehreren Jahren mit der Tochter seines Vorgängers verheirathet und Vater eines Knaben, welcher nach des Pfarrers erster Liebe Florentin genannt wurde. Florentine war der Taufname von Madame Junge.

Er starb jung, der gute Pfarrer, in demselben Jahre, als Madame Junge Wittwe geworden war, und die Pfarrerin folgte ihrem Gatten bald und Madame Junge nahm sich des verwaisten Knaben mütterlich an und brachte ihn mit Zustimmung von dessen Vormunde in das Kragen'sche Haus.

Eine große Erbschaft schien diese würdige Frau nicht gemacht zu haben, sie lebte sehr einfach in ihrem kleinen Hause, hatte wenig Umgang, nur in das Kragen'sche Haus kam sie oft.

Am Tage nach dem Ball saßen die Jugendfreundinnen beim Kaffee und sprachen über die letztverflossene Nacht. Laura hatte vor Aerger Kopfweh bekommen und lag mit verbundenem Kopfe auf dem Bett. Madame Kragen machte ihrem schwer gekränkten Mutterherzen Luft und schonte dabei die Jugendfreundinnen ihrer Tochter nicht.

„Ich saß wie auf glühenden Kohlen, als ich bemerkte, daß eine Dame nach der andern begann und endete, ohne daß die kleine Laura tanzen sah. Erst als der sünfte Tanz gespielt wurde, sah ich Laura mit Stenzner an mir vorüber walzen. Mit ihm tanzte sie später noch einen Galopp und wäre nicht zuletzt noch der rothköpfige alte Polizeirath gekommen, um Laura zum letzten Walzer aufzusordern, so wäre Stenzner Laura's einziger Tänzer gewesen, gräßlich!"

„Gräßlich gräßlich, liebe Theresie!" sagte etwas pikirt Madame Junge. „Meiner Ansicht nach ist Stenzner ein braver, liebenswürdiger junger Mann, mit dem das schönste Mädchen gern tanzen kann."

„Ich weiß es schon, Du hast eine besondere Vorliebe für Deinen Schützling, ich erkenne auch seine guten Eigenschaften an, aber er ist und bleibt doch meines Mannes Buchhalter und

Digitized by Google

hat als solcher gewissermaßen die Verpflichtung, mit der Tochter des Hauses zu tanzen, in seiner Bitte um eine Tour liegt nichts Schmeichelhaftes für Laura."

„Hm, wer weiß, ob nicht Stenzrer — doch das lasse ich auf sich beruhen," murmelte Madame Junge.

Madame Kragen fuhr fort: „Ich finde das Benehmen unserer jungen Männer ganz sonderbar. Die hagere, häßliche Friederike Weinlich hat jede Tour getanzt —"

„Weil sie gut tanzt, ich sah ihr bei der Hochzeit meiner Pathe zu, es ist eine Freude, sie tanzen zu sehen," erwiederte Madame Junge.

„Sie ist aber brunett wie eine Mulattin. Die kleine zwergafte Alvine Stahl flog umher, wie ein Gummiball und hatte einen Ballkranz, der wahrhaft schauerlich aussah."

„Ihr Vater ist Major, da müssen die Lieutenants mit ihr tanzen. Liebe Therese, sieh' doch diesen fatalen Ball mit ruhigem Gemüth an. Dein guter Mann ist weder Offizier noch ein hochgestellter Beamter, daß er erwarten kann, in jungen Offizieren und Subalternbeamten Tänzer für seine Tochter zu finden. Die Söhne Eurer nächsten Bekannten oder Verwandten sind

Bauern aus dem Hannöverschen. (S. 386.)

noch nicht haßlichig. Kragen ist zwar ein wohlhabender Kaufmann, hat aber keinen Einfluß, und Deine gute Laura," hier hustete Madame Junge.

Madame Kragen fragte spitzig: „Nun, was ist an meiner Laura auszusetzen?"

„Wenn Du es durchaus wissen willst, beste Therese, Deine Tochter ist etwas groß, stark, und Männer, welche eitel sind, Du lieber Gott! die meisten Männer haben ja diese Schwäche, tanzen lieber mit Mädchen, welche wenigstens nicht größer als sie sind. Stenzner gehört sicher unter die langen Männer, und ich glaube, auch er ist nicht größer als Laura."

„Es ist viel Wahres an dem, was Du sagst, liebe Florentine," erwiederte Madame Kragen, „aber bei alledem, — nun es ist ja Laura's erster Ball gewesen. Ich kann es wohl, ohne daß Du mich der Unwahrheit beschuldigst, sagen, daß ich in meiner Jugend für eine Schönheit galt, aber auf meinem ersten Balle mußte ich auch einigen Tänzen sitzend zusehen. Mit der Zeit bricht man Rosen."

„Sehr oft, doch haben die Rosen zuweilen auch Dornen, so daß man von ihnen mehr Schmerz als Freude hat. Was ist denn auch daran gelegen, ob Laura als Ballkönigin glänzt oder nicht? Sie wird zur rechten Zeit schon fangen können:

Der Schleier ist wie Spinnweb' klar
Und grün der Kranz der Locken,"

bemerkte Madame Junge.

„Sieben Jahr wird aber hoffentlich Laura nicht zu spinnen haben, wir brauchen ja unsere Tochter nicht mit leerer Hand zum Altar gehen zu lassen," sagte Madame Kragen, welche, wenn von ihrem Vermögen die Rede sein konnte, den Mund gern etwas voll nahm.

„Ich denke, Laura wird eines braven Mannes Gattin, welcher nicht nach der Aussteuer fragt, die sie mitbringt," bemerkte Madame Junge.

Zwei Wochen nach jenem ersten Balle fand wieder einer statt. Madame Kragen spürte wenig Lust ihn zu besuchen, Madame Junge redete auch eifrig dagegen, allein Laura bate, obgleich es ihr auf dem ersten Balle entschieden schlimm ergangen war, ja gewissermaßen Fiasco gemacht hatte, doch den Muth nicht verloren, sie meinte, es gäbe in jedes Menschen Leben Tage, an welchem ihm nichts glücke, und diesmal würde ihr sicherlich ein günstigerer Stern strahlen.

Auf den guten Stern verließ sich Laura's Mutter nicht, sondern auf zwei reifende junge Kunstleute, welche an C. A. Kragen empfohlen waren, bei Kragens gut aufgenommen wurden, und mit Vergnügen den Ball als Gäste des Herrn Kragen besuchen wollten. Jeder der jungen Männer, sowohl Herr Seiffert als Herr Arnold, besaß auch Lebendgeist genug, um Fräulein Laura um zwei Tänze zu bitten, Laura krente sich königlich auf den Abend. Mit jedem Fremden zwei Tänze, mit Stenzner zwei gab sechs Touren. Wenn andere Herren sahen, wie sie dadurchlog, kamen auch diese zu ihr als Bittsteller, es unterlag keinem Zweifel, das Fiasko von neulich mußte bald vergessen werden.

Diesmal trug Laura ein blaßrothes Kreppkleid und goldene Ketten im hellblonden Haar. Herr Seiffert hatte ihr ein prachtvolles Ballbouquet gesandt, Herr Arnold ein elegantes Ballbüchlein, das ein goldener Stift schloß. Als der gute Stenzner mit seinem Sträußchen erschien, das aus Veilchen und Rosenknospen sehr zierlich zusammengesetzt war, kam er zu spät, Laura gab es ihrer Mutter. Stenzner wurde blaß, er wagte es nun nicht mehr, Fräulein Laura um einen Tanz zu ersuchen und beschloß, gar nicht auf den Ball zu gehen.

Mit lächelndem Gesicht, auf dem deutlich die Worte: „Ich triumphire heute!" zu lesen waren, trat Fräulein Laura Kragen an der Seite ihrer Mama in den Ballsaal.

„Was will wohl Laura hier?" fragten spöttisch einige Ballkönigininnen, „vielleicht wieder zusehen," bemerkten verschiedene Ballprinzessinnen, oder — setzten einige Mandverzierungen hinzu: „Diesmal alle Tänze mit dem Buchhalter Stenzner herumspringen. Mich dauert nur der nette Mann, daß er mit diesem Flügelmann herumtanzen muß."

Die Polonaise begann, Laura blieb geduldig sitzen; „dieser Tanz ist ja nur für ältere Damen," flüsterte sie ihrer Nachbarin zu, welche, obgleich sie schon viermal ihren achtundzwanzigsten Geburtstag gefeiert hatte, lebhaft zustimmte.

Die zweite Tour war ebenfalls vorüber, Laura hatte während dieser Zeit unzählige Mal ihr dickes Gesicht in das Ballbouquet von Herrn Seiffert gedrückt, ihrer Nachbarin das reizende Ballbüchlein von Herrn Arnold gezeigt, welches derselbe, wie sie vergnügt erzählte, eigens für sie in Leipzig gekauft habe.

Zum ersten Walzer wußte Herr Arnold kommen, das Orchester spielte einen der schönsten von Strauß. Wer nicht kam, war Herr Arnold, wer sich zu der auf den Walzer folgenden Quadrille nicht einfand, war Herr Seiffert.

Laura vermochte nicht länger auf ihrem Sitze zu bleiben, sie stand auf und flüchtete zu ihrer Mama, welche endlich einen Vetter erblickte, den sie herbei winkte.

„Ach, liebster Vetter, sehen Sie sich doch einmal nach meinem Mann um, er wird im Spielzimmer sein, haben Sie die Güte, nehmen Sie lauter Kragens Karten und bitten Sie meinen Mann in meinem Namen auf einen Augenblick zu mir zu kommen!"

Der dienstwillige Vetter entfernte sich eilig. Er dankte im Stillen seinem Schöpfer, daß er über die Jahre des Tanzens hinaus war.

Die mit ihrer Tochter mitfühlende Mutter Kragen war blaß vor Aufregung und Zorn, sie konnte sich, da sie sich beobachtet sah, nicht aussprechen, und fürchtete, daß Laura ein Scene machen werde, denn die Thränen standen dem armen Mädchen in den Augen. Endlich kam Herr Kragen, gerade als die Paare zum Cotillon antraten. Er hatte Glück im Spiel gehabt und sagte zutgelaunt: „Nun, Laura, brav getanzt? Was wünscht ihr denn, Kinder, soll ich euch einiges Gefrorenes schicken?"

„Sage mir vor Allem, wo die Herren Arnold und Seiffert sind, und ob Du nirgends Stenzner gesehen hast?" flüsterte Madame Kragen.

„Ei, habe ich es euch noch nicht erzählt? Herr Seiffert ist durch eine Depesche, die ihm sein Haus gesandt hat, nach Hamburg zurückberufen, und vor etwa zwei Stunden abgereist. Er sagte mir schriftlich ein flüchtiges Lebewohl und läßt sich Dir und Laura bestens empfehlen," erwiederte gemüthlich Herr Kragen.

„Aber Arnold —"

„Sitzt im Spielzimmer am Kartentisch, er hat sich, wie er klagt, den Fuß verstaucht, Stenzner aber ist gar nicht da!"

Laura war einer Ohnmacht nahe, Madame Kragen äußerte, daß es am Klügsten sei, Kopfweh vorzuschützen und heim zu fahren. Laura nickte stumm, der Vater versprach einen Wagen zu bestellen und ging.

Als Dame Laura im noch vollen Putz, der durchaus nicht vom Tanze gelitten hatte, nebst Mama durch die Straßen fuhr, gab Madame Kragen ihrem Unmuth endlich Ausdruck.

„Stenzner ist ein Ungeheuer, ein heimtückisches," rief sie aus, „nicht zu kommen, einen Ball zu versäumen, an dem wir Theil nehmen, schändlich!"

„O, Mama, er schmollt, weil ich sein Bouquet Dir gab," sagte Laura fast weinend.

„Schmollt! Das wird ja immer besser! Als ob Herr Stenzner dazu ein Recht hätte. Ich glaube, er ist nicht ganz bei Sinne. Nun, ich werde Dir schon noch einen glänzenden Abend bereiten, und geschähe es auch nur um der Doktorin Bergmann Willen. Ihre Töchter tanzten in Kleidern, die, da will ich jede Wette eingehen, noch nicht bezahlt waren. Sie war so impertinent, mich zu fragen: „Ei, weshalb tanzt Fräulein Laura nicht?"

Am nächsten Tage lag Laura zu Bette. Sie war in Wirklichkeit krank, der Hausarzt kam, verschrieb einen Kühltrank und empfahl die größte Ruhe.

Herr Stenzner war auch unwohl, er mußte das Zimmer hüten; so oft der Hausdiener bei ihm erschien, um für seine Bedürfnisse zu sorgen, fragte er ängstlich nach dem Befinden der Fräulein Kragen.

Madame Kragen erzählte Jedem, der in das Haus kam, Laura sei auf dem Balle schon während des ersten Tanzes erkrankt, sie habe nun, um ihre Mutter nicht mit Besorgniß zu erfüllen, längere Zeit ihr Unwohlsein verschwiegen. „Wenigstens," so dachte die eitle Frau, „können die Klatschbasen nun nicht erzählen, daß meine Tochter keine Tänzer bekommen hat. Madame Junge lachte ein wenig und meinte: „es gibt ja andere Vergnügungen in unserer Stadt, als gerade die Bälle, bleibe doch mit Laura davon weg." Aber wenn Menschen sich durchaus auf Erreichung eines Zweckes kapriziert haben, was löst sich mit ihnen anfangen.

Laura's sehnlichster Wunsch bestand darin, einmal auf einem Balle zu glänzen, und ihre Mutter war noch närrischer in diesem Punkte, wie der etwas grobe dicke Backfisch.

So mancher Schriftsteller würde Madame Kragen um die Phantasie beneidet haben, mit welcher sie sich, jetzt in Erfindungen auszeichnete, wenn es galt, ihren Freundinnen zu erzählen, wie bestürzt die Herren Arnold und verschiedene Andere über Laura's Unwohlsein gewesen wären, und wie viel Sorge ihr die Tochter mit ihrer Abneigung gegen das Tanzen verursache. Es sei dies eine seltsame Laune, es sei schrecklich, eine Tanzdut zur Tochter zu haben.

„Dummes Zeug," murmelte Madame Junge, wenn sie dergleichen Reden hörte; zu Stenzner aber sprach sie: „Du bist ein Thor, Florentin, Laura wird nicht so schnell heirathen!"

Das Kragen'sche Haus stand auf dem größten Platze der Stadt, dem sogenannten Blumenmarkte. Zur rechten Seite prangte das palastartige Gebäude des Bankier Richter, zur linken das erste Hotel, der goldene Mond.

Der Bankier Richter, ein junger Mann, besaß reicher Vater vor Jahresfrist gestorben war, galt in den Augen der Madame Kragen für einen Sonderling. Er grüßte sie und ihre Tochter nur sehr förmlich, und gab auf unzwei-

Digitized by Google

deutige Weise zu verstehen, daß er mit seinem Nachbarn keinen Umgang haben wolle. Gesellschaften besuchte er nie. Seine Buchhalter, Kassierer, Gehülfen, zehn an der Zahl, waren, gelind gesagt, Menschen von schlechtestem Ton, sie tanzten nicht mit Fräulein Kragen, in die sämmtlich nicht nöthig hatten, auf die Familie Kragen Rücksicht zu nehmen. Mit dem andern Nachbar, dem Hotelwirth, standen Laura's Eltern im nachbarlichen Verkehr, Auguste Thalsilber besuchte Laura und diese ging oft zu Thalsilbers.

Die unverheirathetsten Offiziere speisten täglich im Thalsilber'schen Hotel, und wenn zufällig die Damen Kragen an der Thür ihres Hauses oder am Fenster standen, hielten die Kriegsmänner es für Pflicht der Höflichkeit, Donna Kragen und Donna Laura respektvoll zu grüßen. Madame Kragen hielt es für passend, in diesen jungen Herren, weil sie täglich in den goldenen Mond gingen, Nachbarn zu sehen. Ihr Plan ward entworfen, durchdacht, ihrem Gemahl mitgetheilt. Herr Kragen billigte es nicht nur, er fand ihn vortrefflich. Als Laura davon hörte, fiel sie entsetzt ihrer Mutter um den Hals, Herr Stenzner, die natürlich auch darüber Kunde erhielt, seufzte bewegtlich, Madame Junge lächelte fein und dachte: „Narrheit!“

Am Christabende, nach dem Mittagsmahle, saßen die jüngeren Offiziere noch bei ihrem Kaffee und plauderten über Dieses und Jenes, einige von den älteren Herren hatten sich zum Schachspiel oder Zeitungslesen hingesetzt.

„A propos“ sagte Lieutenant Streiter, „Herr Thalsilber ich bmme morgen nicht zum Spielen, ich hoffe, Madame Thalsilber wird mir mein Stück Weihnachtsgebäck aufheben, ich bin zu Ihrem Nachbar. dem Kaufmann Kragen, zum Speisen geladen“

„Zu, Streiter!“ bemerkte Lieutenant von Glattwiy, das ist ja schön, ich habe ebenfalls eine Einladung erhalten und werde mich besser unterhalten, wenn ich Dich in einem Hause antreffe, wo ich noch ziemlich fremd bin.“

„Ich bin ebenfalls eingeladen,“ riefen gleichzeitig die Lieutenants von Reuter und Ulrici, der Adjutant Mätens und Baron von Hallendorf, welcher bereit aggregirter Hauptmann war, auch der baumlange Auditor und der kleine Fähnrich von Poitit erklärten, sie gingen zu Kragens, wo es hierlich an guten Weinen nicht fehlen würde. Indem die Offiziere ihre Bemerkungen über diese unerwartete Einladung unter einander austauschten, fiel wie eine geplatzte Bombe das schallene Gelächter des Hauptmann v. Ruhberg in die Unterhaltung der jungen Vaterlandsvertheidiger.

„Ob ist gut, es ist gut!“ schrie der Hauptmann, noch kichernd vom Lachen, „o ihr unschuldigen Lämmer, de ihr schon an Fasan und Rehrücken, an italienischen Salat und Champagner denkt, vielleicht gar an Eröffnung einer stillen Anstehe bei Ch. Kragens Kasse, merkt Ihr denn nicht, daß ein Attentat auf euch beabsichtigt wird?“

„Ein Attentat? gelle ssöe, mon cher capitaine,“ sagte erstaunt der Baron Hallendorf, welcher nicht schnell zu Begriffen war.

„Tanzen sollen Sie meine Herren, tanzen auf dem Balle, welcheram zweiten Feiertage im Kasino stattfindet, mit de pompösen Donna Laura Kragen,“ antwortete de Hauptmann und lachte aufs Neue.

„Verflucht, ich glabe, Sie haben Recht, Herr Hauptmann,“ rief der Adjutant, welcher ein graziöser Tänzer und sehr schöner Mann war. Aber ehe ich mit dieser dicken Person tanze —

„Halt, Freund, mir kommt ein guter Gedanke,“ sprach der Auditor.

„Hört, hört!“ hat Streiter, „der Auditor ist Jurist und hat als solcher die Verpflichtung, im Nothfall Kniffe, wollte sagen Witz, für das ganze Regiment zu haben. Er wird uns schon sagen wie wir, ohne unhöflich zu sein, unsere Füße, aus der Schlinge ziehen können.“

Und die lustigen Offiziere rückten zusammen und flüsterten.

Was die Herren mit einander gesprochen haben, erfuhr niemals eine sterbliche Seele. Nur der kleine Kellner erinnerte sich später, daß er einmal am Christabend dem Auditor des ersten Infanterieregimentes Papier und eine Scheere gebracht habe, und daß er gesehen habe, wie der Fähnrich das längste Papier aus einem Hute herausgezogen und darauf einen zwanzigsilbigen Fluch ausgestossen habe.

Am Abende, vor der Bescheerung im Kragen'schen Hause, kam Florentin Stenzer, wie er jedes Jahr zu thun pflegte, zu seiner mütterlichen Freundin, Madame Junge, auf ein Plauderstündchen.

„Bauer und Weibach, nemlich Herr Weibach selbst, der gestern hier durchreiste, hat mir eine Stelle in seinem Hause,“ sagte Stenzner. „Ich bekomme fast noch einmal so viel, und bin als mittelloser Mann mir selbst schuldig, dieses Anerbieten nicht abzulehnen. Ich habe bereits mit Herrn Kragen darüber gesprochen, am ersten März gehe ich fort von hier.“

„Das ist Recht, Florentin, ein junger Mann muß nicht immer in einer Stadt bleiben. Es ist aber Thorheit von Dir, mein lieber Junge, mich täuschen zu wollen, Du bist nicht der Mann, den nur der höhere Gehalt zu loden vermag. Du wißt fort, um Die Laura aus dem Sinne zu schlagen. Vielleicht handelst Du klug, wenn Du sie aufgiebst. Laura ist herzensgut, häuslich, bei ihrer Jugend würde sie, vernünftig geleitet, eine vortreffliche Frau —“

„Gewiß, o gewiß, liebe Tante!“

„Aber ihre Eltern, besonders die Mutter, pflanzen die thörichste Eitelkeit in das Gemüth des siebzehnjährigen Mädchens. Wenn Laura nicht in sich geht, ist sie meines braven Florentins gar nicht werth,“ fuhr Madame Junge fort.

„Es wird auch seit einiger Zeit viel mehr ausgegeben, als sich mit der Klugheit verträgt,“ sagte Stenzner. „Die zwei Brüder Laura's sind noch zu erziehen, Heinrich braucht etwas viel auf der Universität, Otto wird nie ein tüchtiger Kaufmann, Herr Kragen wäre weise, wenn er dem Sohn den Willen ließe, er gäbe einen wackern Forstmann. Die kleine Cäcilie ist schwach, sie soll im nächsten Sommer in ein Bad. Das Vermögen ist doch nicht so groß, daß es ausreicht, um die prachtvollen Balltoiletten und die Dinerß zu bestreiten. Zu dem morgenden sind Straßburger Pasteten verschrieben, ein Koch engagirt und ein neues Tafelservice für vierhundert Thaler angeschafft worden, und warum?“

„Ja, warum? Damit Laura den Triumph feiert, mit Lieutenants zu tanzen!“ sagte Madame Junge. „Kragen's werden sehen, was sie daraus haben. Du aber, mein guter Florentin, kannst nichts besseres thun, als Dich von einer Familie zu trennen, die nicht einsieht, was ein Mann wie Du werth ist.“

„Laura ist noch so jung, ihr Herz ist unverdorben Tante.“

„Das weiß ich, ich will sie schon im Auge behalten, verlasse Dich darauf. Frau Lieutenantin wird sie nicht, dazu ist Kragen zu klug, denn — nimm's nicht übel, aber ich glaube, ein reicher Offizier wird sich nicht um Laura bewerben.“

So sprachen die Beiden noch eine Weile mit einander fort, bis Stenzner sich daran erinnerte, daß Tante Junge Nahe bedürfe.

Das splendide Mittagsmahl war längst vorüber, die Gäste hatten das Kragen'sche Haus verlassen. Mutter und Tochter schwatzen noch vergnügt von den angenehmen, unterhaltenden Stunden, welche sie soeben durchlebt hatten. Einige Freundinnen waren zum Besuch gekommen, der Weihnachtsabend wurde von jeder geschildert, Laura zeigte das neue kostbare Ballkleid von scharlachfarbenem Atlas, mit Ueberkleid von Flor, das mit Rosen aufgenommen war.

„Der morgende Ball wird herrlich sein!“ rief vergnügt die hübsche Helene, „ich habe schon alle Touren vergeben, den Cotillon lange ich mit Baron Hanfen, er hat die neuesten Touren von den Hofbällen mitgebracht.

„Ich tanze ihn mit Doktor Petersen, er tanzt wie ein Gott. Mit wem bist Du engagirt, liebe Laura?“ sagte Emma Hayn.

Diese Frage war bosheit, denn Emma, eine viel unwoorbene Tänzerin, hatte bereits zweimal gesehen, wie wenig Glück die gute Laura auf Bällen machte.

„Himmel! Das habe ich vergessen!“ rief Fräulein Kragen mit gut gespielter Zerstreuung. „Ich bin von Streiter und Glattwiy, von Poitzeit, Ulrici, von Mätens und dem Auditor, ich glaube sogar auch von Reuter um Tänze gebeten worden, aber ich weiß nicht mehr, welchen Tanz ein Jeder hat. Zwei Touren hat sich Herr Stenzner ausgebeten, der empfindliche Mann denkt gleich ich bin hochmüthig, wenn ich nicht mit ihm tanze!“

Helene und Emma tauschten Blicke aus, Madame Kragen, welche diesen Blickwechsel bemerkt hatte, sagte spip: „Ich hoffe, Du wirst keine Konfusion machen, Laura, damit der Ball und nicht verdorben wird.“

„Und daß es kein Duell gibt, denn Offiziere haben immer gleich die Hand an der Waffe,“ warf Helene lächelnd ein.

Als Mutter und Tochter sich wieder unter vier Augen befanden, sagte die erstere: „Aber, Laura, hast Du die Tänze wirklich vergessen, oder war Deine Rede nur eine kleine erlaubte Prahlerei?“

„Ich weiß ja nicht, Mama, für welche Tänze ich engagirt bin,“ entgegnete Laura, „jeder der Herren sagte ja nur, als er sich von mir empfahl, ich hoffe, morgen auf dem Balle die Ehre zu haben, einen Tanz von Ihnen zu erhalten, Fräulein Kragen.“

„Ah so, dann bin ich zufrieden, mein Kind, und ich kann wegen Deines morgenden Auftretens ruhig schlafen!“ sagte Madame Kragen und schenkte sich vergnügt die Tasse zum Drittenmale voll Thee.

Der große Abend dämmerte herein. Obgleich der Ball erst um acht Uhr seinen Anfang hatte, saß Laura doch schon um vier Uhr auf ihrem Taburett und ließ sich ihr semmelfarbenes Haar in seine Zeichen legen. Um sechs Uhr strahlte sie gleich einer orientalischen Wohrblume, um acht Uhr stieg sie mit einem vor Freude pochen-

Digitized by Google

den Herzen in den Wagen. Neben ihr prangte im neuen Turban Madame Mutter. Stolzer war vielleicht die Herzogin von Kent nicht, als sie neben ihrer Tochter der jungfräulichen Königin am Krönungstage durch die Straßen von London fuhr.

Im Gefühle ihrer Schönheit trat Laura in den Saal, neben ihr stand siegesgewiß Madame Kragen. Aus dem Nebensaale erschienen die tanzenden Herren, in schwarzem Frack und in blitzender Uniform, um auf die jungen Damen zuzueilen, welche mit Ungeduld ihrer geharrt hatten.

Laura blickte verzagt um sich, und siehe, der Jährich von Poiseli stürzte auf Donna Laura zu, verbeugte sich tief, und bat um den ersten Walzer. Er wurde ihm huldvoll zugesagt, der Jährich verbeugte sich abermals und wandte sich dann zu anderen Damen. Dem kleinen Jährich folgte der riesenhafte Auditor, dem Juristen der Adjutant, und diesem wieder die Lieutenant Streiter, v. Glattwig, Reuter und Hallendorf, der blonde Ulrice und der brunette Märtens, sogar Graf Ruthiger, der älteste Oberlieutenant; und jeder dieser Herren bat in seiner angenehmsten Weise: „Mein Fräulein, darf ich um den ersten Walzer bitten," und Jeder erhielt die Antwort: „bedaure sehr, ich bin schon engagirt," worauf Lieutenants, Adjutant und Auditor ihrerseits bedauerten, ja sogar unendlich, daß sie bereits für alle anderen Tänze schon gebunden seien. Der Auditor versicherte sogar auf seine Ehre, daß er große Lust spüre, den glücklichen Jährich auf Degen oder Pistolen zu fordern; dann verschwand auch er.

Laura wußte nicht, was für ein Gesicht sie jetzt der Gesellschaft zeigen sollte. Obgleich noch unerfahren und eben nicht mit glänzenden Geistesgaben gesegnet, schien ihr doch bei Benehmen der Officiere allzu wunderlich. Sie empfand plötzlich große Lust mit dem Jährich gar nicht zu tanzen und heimzufahren. Ob Stenzner sie dann vermisse, galt ihr gleich. Jetzt nahte sich ihr der, den das Loos getroffen hatte, der kleine Jährich. Laura gab ihm mechanisch ihre rnde Hand. Mechanisch wirbelte sie im Saale herum und war froh, wie sie neben ihrer Mutter saß, welcher sie mit fliegenden Worten ihre Erlebnisse in das Ohr raunte.

„Unmöglich!" flüsterte Madame Kragen, „das wäre ja schändlich!"

„Laß und fort von hier, Mama, ich will heim!" bat Laura.

„Aber Stenzner ist mit Dir engagirt und es werden noch andere Herren kommen, die mit Dir tanzen möchten," tröstete Madame Kragen.

„Ich bitte Dich, liebste Mutter, ich fange an zu weinen, ich —"

Thränen erstickten Laura's Stimme. Was blieb ihrer Mutter anders übrig, als den Wunsch der Tochter zu erfüllen.

Während die Paare im Saale herum wirbelten, nach den herausschenden Klängen eines Strauß'schen Walzers, schlüpften Madame Kragen nebst Tochter aus dem Saale. Als sie sich in der Garderobe die Mäntel umhängen ließen, hörten sie den vorübergehenden Auditor zu einem andern Herrn sagen: „auf Ehre, es war Geld werth, die große, dicke Kragen mit unserem kleinen Jährich tanzen zu sehen."

Auf der Treppe vernahmen die Damen noch eine Bemerkung, welche zwei ältere Männer mit einander austauschten. Der Oberbürgermeister sagte: „Wie mag nur der sonst vernünftige Mann, Kragen, seine füllreiche Tochter auf den Ball gehen lassen, begreifen Sie das, lieber Doktor?" Worauf Doktor Haller entgegnete: „Elternliebe macht blind. Uebrigens ist das Mädchen brav und sieht im dunkelfarbigen Hauskleide gar nicht übel aus."

Am Tage nach dem Balle wurde Familienrath gehalten, Laura wollte nicht in einer Stadt bleiben, wo sie so Schreckliches erlebt hatte, die tückischen Ungeheuer von Officieren nicht vor ihrer Eltern Hause vorbeigehen sehen. Es wurde beschlossen, Laura auf einige Zeit zu einer Tante in die Residenz zu schicken, das Blüthenglanz und frisches Grün in der Natur den Kerzenglanz und die künstlichen Ballblumen in Vergessenheit gebracht hätten.

Laura reiste ab, vorher sagte sie dem guten Stenzner, welcher sie nie verspottet hatte, sondern ihr aufrichtig ergeben war, ein herzliches Lebewohl.

Zwei Monate später verließ Stenzner das Kragen'sche Haus und es war jetzt recht still in demselben, da auch der jüngste Sohn fort kam, nach Tharandt auf die Forstakademie.

Jetzt erst erkannte Herr Kragen klar, wie viel Stenzner durch Umsicht und Thätigkeit dem Geschäft genützt hatte. Er sprach dies auch zuweilen gegen Madame Junge aus, welche nicht verfehlte, es ihrem Schützlinge brieflich wieder zu erzählen.

Laura hatte vier Monate bei der Tante verweilen sollen, aber die gute Dame erkrankte, und die Nichte hielt es für Pflicht, bei ihr zu bleiben und die geliebte Verwandte zu pflegen.

Bei dieser Gelegenheit entwickelte Laura alle ihre liebenswürdigen Eigenschaften, und das Nachwachen schadete ihr ebensalls nicht, sie wurde etwas schlanker. Der Obrist, ein vielseitig gebildeter Mann, beschäftigte sich eifrig mit der Ausbildung seiner Nichte. Er sorgte dafür, daß sie einen guten Musiklehrer erhielt, der ihren runden Fingern nicht zumuthete, eine schwierige aber unbandbare Composition einzuüben, sie lernte den richtigen Anschlag und bildete durch Wahl guter Musikstücke ihren Geschmack. Als Laura nach Jahresfrist zu ihren Eltern heimkehrte, fand Jeder, der sie sah und sprach, daß sie zwar kein schönes, aber ein liebenswürdiges Mädchen geworden war. Sie kleidete sich passend und blieb den Ballsälen fern, nahm aber an musikalischen Kränzchen Theil, ihr Klavierspiel, ihre hübsche, gut geschulte Altstimme, machten sie bald zu einem der nützlichsten Mitglieder, ihre Bescheidenheit zum Lieblinge des Direktors.

„Ich wollte, einer meiner Söhne würde Kaufmann," sprach eines Tages Herr Kragen und seufzte. „Mein Geschäft, das sich jetzt recht vergrößern ließe, braucht eine frische Arbeitskraft."

„Sehen Sie sich nach einem Schwiegersohne um, lieber Kragen," sagte lächelnd Madame Junge.

„Hm, das ist leichter gesagt, als gethan. Ich wünsche für meine herzensgute Laura einen Mann von gediegenem Charakter, welcher sie wirklich liebt, und für mich einen Mitarbeiter, der mit der Zeit vorwärts geht, ohne das gute Alte zu verwerfen, nemlich ohne Alles besser wissen zu wollen."

„Da wäre so mein Florentin der rechte Mann," sagte die treue Hausfreundin.

„Gewiß, wenn er nemlich Laura nicht vergessen hätte und wenn —"

„Wenn Laura ihn gern hätte, o, das bezweifle ich nicht!"

„Das wollte ich nicht sagen; etwas Vermögen wünsche ich doch an dem Manne zu erhalten, welcher mein Compagnon und meiner Tochter Mann zu werden gedenkt."

„Sehr natürlich. Reich bin ich nicht, aber Florentin wird dereinst mein Erbe. Gespart habe ich seit Jahren für ihn und zehntausend Thaler zahle ich für ihn in Ihr Geschäft, wenn aus meinem Florentin und Ihrer guten Laura ein Paar wird."

Wahrscheinlich mußte Herrn Kragens Antwort der Madame Junge sehr wohl gefallen haben, sie stand auf und reichte dem alten Freunde mit feuchten Augen die Hand.

Vier Wochen später erhielt die Handelswelt gedruckte Briefe mit der Unterschrift:

L. A. Kragen und F. Stenzner,

und als abermals vier Wochen verstrichen waren, trat Laura mit Stenzner zum Altar. Sie trug bei dieser feierlichen Handlung, zum stillen Schrecken ihrer Jugendfreundinnen, nicht die üblich weiße Robe, aber ein violettes Gewand von schwerem Seidenstoff und der frische Myrtenkranz in dem blonden Haar, machten Laura zu einer recht angenehm aussehenden Braut.

Acht Tage vor der Hochzeit äußerte Madame Kragen: „Sollten wir nicht einen Hochzeitsball geben, mit der Braut wird doch —"

„Jeder Gast tanzen, liebe Mama," fiel Laura lachend ein. „Ich danke für solche Pflicht- und Höflichkeitstänze."

Laura und Stenzner wurden ein glückliches Paar, an dem Madame Junge ihre herzinnige Freude hatte.

Als Frau Stenzner tanzte Laura mehr, denn als Fräulein Kragen, aber daheim mit ihren Kindern. Ihre Stimme wurde immer voller und schöner, deshalb besuchte sie auch als Frau noch immer das musikalische Kränzchen und sang sogar mit dem Auditor zu Zeiten Duette. Sie hatte diesem Herrn den malitiösen Streich längst verziehen, denn ohne jenen Ball, wo die Officiere sie so schmählich sitzen ließen, hätte Laura vielleicht niemals ihre guten Anlagen ausgebildet und die treuen Stenzners aufrichtige Zuneigung wiedrigen gelernt.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

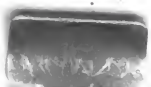
Bilder-Räthsel.

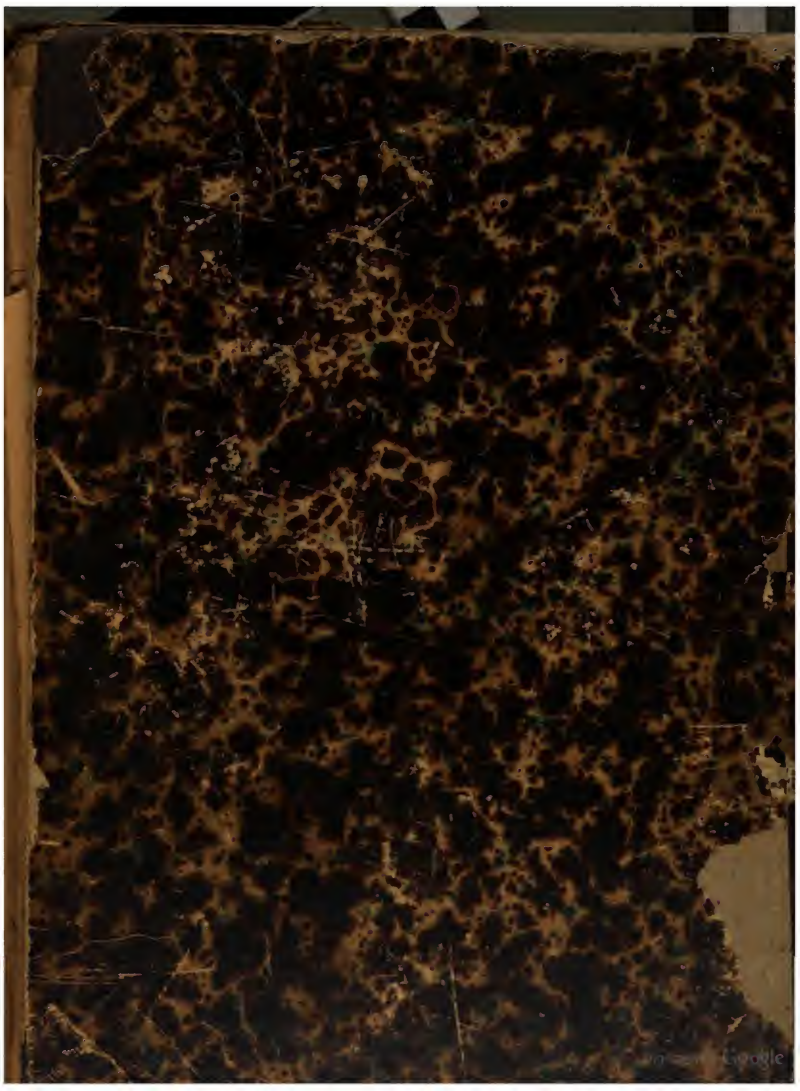
Auflösung folgt im ersten Heft des Jahrgangs 1870.

Auflösung des Bilder-Räthsels im zwölften Heft:
Eifersucht macht blind.

Redaction, Druck u. Verlag v. Hermann Schönlein.

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google